

Reputation und Randständigkeit: Andrew Abbott und die Suche nach der prozessualen Soziologie

Hoebel, Thomas; Knöbl, Wolfgang; Sahr, Aaron

Veröffentlichungsversion / Published Version

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hoebel, T., Knöbl, W., & Sahr, A. (2020). Reputation und Randständigkeit: Andrew Abbott und die Suche nach der prozessualen Soziologie. In *Andrew Abbott: Zeit zählt: Grundzüge einer prozessualen Soziologie* (S. 7-61). Hamburg: Hamburger Edition. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-75439-8>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-ND Lizenz (Namensnennung-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-ND Licence (Attribution-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0>

THOMAS HOEBEL | WOLFGANG KNÖBL | AARON SAHR

Reputation und Randständigkeit

Andrew Abbott und die Suche nach der prozessualen Soziologie

»Man kann [...] eine grundlegende Veränderung nicht als gelegentliches Resultat einer kontinuierlichen Stabilität erklären. Somit kann es keine wahren ›Perioden‹ geben, und wir müssen davon ausgehen, dass die soziale Welt in erster Linie eine gegenwärtige Welt und der Wandel ihr natürlicher Zustand ist. Die Kontinuität der sozialen Dinge von der Vergangenheit in die Gegenwart und in die Zukunft kann nicht vorausgesetzt werden. Sie ist eine Leistung, keine Tatsache – die Erschaffung einer bestimmten Art der Entwicklungslinie von Ereignissen.«¹

Die Soziologie hat ein problematisches Verhältnis zur Prozessualität ihrer Gegenstände. Denn erstens fällt es ihr nicht gerade leicht, volatile Verhältnisse und Phasen analytisch zu durchdringen. Ihre Stärke liegt eher darin, stabile Zustände und Entitäten zu untersuchen und auf Begriffe zu bringen. Sprechen Sozialwissenschaftlerinnen² von »Staat«, von »Kapitalismus«, von »Organisationen«, »Klassen« oder von »Familie«, so meinen sie damit zwar in der Regel historisch gewordene und sich wandelnde Gebilde – aber doch eben *Gebilde*, mehr oder weniger »feste« Phänomene, die sich als solche erfassen und in ihrem Verhältnis zuei-

1 Andrew Abbott, *Prozessuales Denken. Reflexionen über Marx und Weber*, Hamburg 2019, S. 56–57.

2 Die Autoren und der Übersetzer verfolgen das Ziel gendergerechter Sprache, indem sie wahllos zwischen den grammatikalischen Geschlechtern wechseln.

inander definieren lassen.³ Zweitens ist offensichtlich, dass noch stets eine gewisse Spannung bestand zwischen den Theoretisierungen sozialer Gebilde sowie ihrer Relationen zueinander einerseits und diversen prominenten Begriffen andererseits, die sich auf langfristige Transformationen von Sozialität beziehen, darunter »Modernisierung«, »Rationalisierung«, »Differenzierung« oder »Individualisierung«. Es handelt sich hier insofern um »gefährliche Prozessbegriffe«⁴, als sie von Beginn an mit einem Bündel empirischer und konzeptioneller Fragen konfrontiert waren, etwa ob und inwiefern die betreffenden Transformationen das Gebilde, in dem sie ihren Ausgang nehmen, nicht letztlich auflösen und dadurch ihre Konturen verlieren, ob und inwiefern es sich nur um gedankliche Abstraktionen oder um reale Vorgänge gesellschaftlicher Makrodetermination handelt und ob und inwiefern die Begriffe eher deskriptiv oder eher normativ angelegt sind. Paradoxaerweise sind diese Begriffe bis heute deshalb so gegenwärtig, weil sich praktisch jede neue Generation von Forschenden kritisch mit ihnen auseinandersetzt.

Die üblichen Prozessbegriffe zählen also vornehmlich aufgrund ihrer *Problematisierung* zum soziologischen Kanon, nicht aufgrund ihrer Affirmation. Das ist keineswegs unproduktiv. Die stete Unzufriedenheit mit Bewegungsbegriffen mündet regelmäßig in Diskussionen, die mal enger, mal weiter die Frage der Prozessualität des Sozialen adressieren –

3 Da solche Definitionen von Gebilden in letzter Konsequenz Imaginationen von Gesellschaft erzeugen, in der sich dann eben Staaten (oder Staat und Zivilgesellschaft), Organisationen (oder Organisation und Individuum) und Klassen (oder Kapital und Arbeit) als gesonderte Elemente in einem Raum gegenüberstehen, sprechen manche von einem »Raumparadigma«, das in der Soziologie vorherrscht. Sie hat in der Tat zumindest eine Neigung zu »verräumlichtem« Denken, die Robert Seyfert treffend »methodologischen Extensivismus« nennt (Robert Seyfert, »Lebenssoziologie – eine intensive Wissenschaft«, in: Heike Delitz/Frithjof Nungesser/Robert Seyfert (Hg.), *Soziologien des Lebens. Überschreitung – Differenzierung – Kritik*, Bielefeld 2018, S. 373–407).

4 Hans Joas, »Gefährliche Prozessbegriffe. Eine Warnung vor der Rede von Differenzierung, Rationalisierung und Modernisierung«, in: Karl Gabriel/Christel Gärtner/Detlef Pollack (Hg.), *Umstrittene Säkularisierung. Soziologische und historische Analysen zur Differenzierung von Religion und Politik*. Zweite, um ein Register ergänzte Auflage, Berlin 2012, S. 603–622.

zumindest in der deutschsprachigen Forschung, auf die wir uns hier zunächst beschränken.⁵

Die immer wieder aufflammenden Diskussionen dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Soziologie erfolgreicher darin ist, den Prozessbegriff zu problematisieren, als positiv zu bestimmen, was er bezeichnen soll und leisten kann.⁶ Kein Wunder, dass »Prozess« trotz seiner Allgegenwart nicht einmal ansatzweise das Maß an Aufmerksamkeit in einschlägigen Selbstverständigungsschriften findet, wie es bei anderen Fundamentalkonzepten wie »Institution«, »Struktur« oder »Handlung« der Fall ist.⁷ So findet sich im *Lexikon Soziologie und Sozialtheorie*,⁸ das im Untertitel immerhin *Hundert Grundbegriffe* verspricht, erst gar kein Eintrag zu »Prozessen«, wohl aber zu »Differenzierung«, »Globalisierung« oder »Individualisierung«, die dann allesamt – Überraschung! – als Prozesse gelten.⁹ Auch im *Wörterbuch der Soziologie*, in den

5 Materiale Ergebnisse finden sich in lesenswerter Form in Sammelbänden wie Karl-Georg Faber/Christian Meier (Hg.), *Historische Prozesse. Beiträge zur Historik*, Bd. 2. München 1978; Hans-Peter Müller/Michael Schmid (Hg.), *Sozialer Wandel. Modellbildung und theoretische Ansätze*, Frankfurt am Main 1995; Rainer Schützeichel/Stefan Jordan (Hg.), *Prozesse – Formen, Dynamiken, Erklärungen*, Wiesbaden 2015.

6 Niklas Luhmann, »Geschichte als Prozess und die Theorie sozio-kultureller Evolution«, in: Faber/Meier (Hg.), *Historische Prozesse*, S. 413–440, hier S. 421.

7 Wir beschränken uns hier darauf, etwas ausführlicher auf den deutschsprachigen Diskurs einzugehen. Die Diagnose trifft aber auch auf einschlägige englischsprachige Werke zu, darunter Allan G. Johnson, *The Blackwell Dictionary of Sociology*, 2. Auflage, Malden 2000; Judith R. Blau (Hg.), *The Blackwell Companion to Sociology*, Malden 2004; Stella R. Quah/Arnaud Sales (Hg.), *The International Handbook of Sociology*, London 2000.

8 Sina Farzin/Stefan Jordan (Hg.), *Lexikon Soziologie und Sozialtheorie. Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart 2015.

9 Siehe dazu die betreffenden Beiträge auf S. 41, S. 92 und S. 114. Zu anderen Grundbegriffen wie »Struktur«, »Macht« oder »Institution« gibt es dagegen sehr wohl allgemeine Einträge – zusätzlich zu Artikeln über Phänomene, die als Beispiele für Strukturen oder Institutionen gelten können.

Um Missverständnisse zu vermeiden: Unsere Anmerkungen sind keine Kritik an Sina Farzin und Stefan Jordan, die das Lexikon herausgegeben haben – etwa derart, dass sie den soziologischen Diskurs nicht genau genug nach dem Prozessbegriff durchforstet hätten, sodass die Notwendigkeit eines entsprechenden Ein-

Soziologischen Stichworten und dem Kompendium der Soziologie finden sich keine nennenswerten Ausführungen.¹⁰

trags von ihnen nicht erkannt worden wäre. Vielmehr ist es ein Beleg für die These, wonach es schlicht keine ernst zu nehmende theoretische Tradition der genaueren Bestimmung dieses Grundbegriffs gibt.

10 Karl-Heinz Hillmann, *Wörterbuch der Soziologie*, 5. Auflage, Stuttgart 2007; Raymond Boudon/François Bourricaud, *Soziologische Stichworte. Ein Handbuch*, Oppladen 1992; Heinz-Günter Vester, *Kompendium der Soziologie I–III*, Wiesbaden 2009–2010.

Das in dritter Auflage veröffentlichte und von Günter Endruweit herausgegebene *Wörterbuch der Soziologie* (Konstanz 2014) enthält immerhin einen Eintrag zu sozialen Prozessen, ebenso das 2011 erschienene, grundlegend überarbeitete und von Werner Fuchs-Heinritz u. a. herausgegebene und in fünfter Auflage erschienene *Lexikon zur Soziologie*. Beide Beispiele – *Wörterbuch* und *Lexikon* – verdeutlichen dabei auf je eigene Weise noch einmal die theoretische Unterbestimmtheit dieses vernachlässigten Grundbegriffs – unbeschadet der Tatsache, dass sie den Prozessbegriff durch einen eigenen Eintrag als eigenständiges Theoriesegment verstehen, das sich von Prozessdiagnosen unterscheidet.

Denn der Eintrag zu Prozess als sozialtheoretischem Grundbegriff im *Wörterbuch* (S. 372) ist zunächst deutlich kürzer als die Einträge zu einzelnen Prozessdiagnosen, etwa »Differenzierung« (S. 77–80), »Individualisierung« (S. 179–181) oder »Modernisierung« (S. 326–328), was wiederum darauf verweist, dass es viel mehr über Debatten zu Prozessbeispielen als zu Prozessualität selbst zu berichten gibt. Womöglich hat sich der Herausgeber und Verfasser des Eintrags auch deswegen dazu entschlossen, die Kategorie aufzulösen und als »Sammelbezeichnung für alle Gegenstände in der Soziologie, die Vorgänge zwischen Subjekten meinen«, zu bezeichnen (Günter Endruweit, »Prozesse, soziale«, in: ders./Gisela Trommsdorff/Nicole Burzan (Hg.), *Wörterbuch der Soziologie*, 3. Auflage, Konstanz 2014, S. 372). Prozessualität geht in dieser Definition somit in allgemeiner Sozialität auf, was jedoch der ubiquitären Verwendung von individualisierenden oder typisierenden Prozessbegriffen in der Forschungspraxis widerspricht.

Eine zweite und wahrscheinlich den vielfältigen Verwendungen des Prozessbegriffs in der sozialwissenschaftlichen Forschung eher entsprechende Definition findet sich im *Lexikon*. Zwar wird der Prozessbegriff mit einem eigenen Eintrag gewürdigt, doch Prozessualität dann in verallgemeinerter Form als »Aufeinanderfolge verschiedener Zustände eines Objekts in der Zeit« definiert (»Prozess«, in: Werner Fuchs-Heinritz u. a. (Hg.), *Lexikon zur Soziologie*, 4. Auflage, Wiesbaden 2007, S. 518–519, hier S. 518). Bedenkt man aber, dass Zeit genau besehen selbst nicht anders verstanden werden kann denn als bemerkte Variation, dann fragt man sich, ob der Eintrag nicht besser »Zeit« hätte heißen müssen. Eine solche Definition von Prozess verabschiedet den Begriff und macht es unmöglich, ihn als eine grundlegende und gleichsam spezifizierende Kategorie wie »Struk-

Um es abzukürzen: Die Liste der Fehlanzeigen ließe sich problemlos verlängern. Der Punkt sollte jedoch deutlich geworden sein. Obwohl der Prozessbegriff in der Regel als so bedeutsam anerkannt wird, dass auf ihn kaum verzichtet werden kann, ist die Bereitschaft in der Soziologie, sich mit diesem Begriff näher auseinanderzusetzen oder gar die grundlegende Frage nach der prinzipiellen Prozesshaftigkeit des Sozialen zu stellen, eher gering. Sie war hier sozialtheoretisch schon einmal weiter, war doch die Prozesshaftigkeit menschlicher Vergesellschaftung eine zentrale Prämisse der sogenannten Chicagoer Schule der Soziologie.¹¹

Es gibt gegenwärtig nur einige wenige Ausnahmen von dieser weitgehenden soziologischen »Prozessignoranz«, aber es gibt sie. Eine der prominentesten Ausnahmen ist der Chicagoer Soziologe Andrew Abbott, den wir in diesem Band mit einer Auswahl zentraler Aufsätze einem deutschsprachigen Publikum vorstellen möchten.

Abbott, Jahrgang 1948 und seit 1991 Professor für Soziologie an der University of Chicago, ist zeit seines Forscherlebens auf der Suche nach einer prozessualen Soziologie. Das hat ihm in Nordamerika, seit einigen Jahren verstärkt auch in Frankreich erhebliche Reputation eingebracht, während die Rezeption seiner Arbeiten in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften noch recht verhalten ist. Dabei ist er mit seiner unentwegten Suche ohne Zweifel eine der prägenden Figuren der aktuellen US-amerikanischen Soziologie, was sich auch daran zeigt, dass er eine

tur« oder »Institution« zu fassen. Denn wer Prozess schlicht als Unterschied zwischen zwei zeitlich aufeinanderfolgenden Zuständen, d. h. als Veränderung definiert, identifiziert Prozess mit Zeitlichkeit – und löst den Begriff auf. Das Stichwort der »Prozesssoziologie« (ebd., S. 519) wird dementsprechend als Synonym für die Arbeiten von Norbert Elias, nicht aber für eine bestimmte soziologische Perspektive oder einen Problemkomplex verwendet.

In einigen Fällen finden sich allerdings Einträge zu »sozialem Wandel«, die zumindest einen Teilbereich der Beispiele abdecken sollen, die gemeinhin als Prozesse gefasst werden. Mit Wandel sind in der Regel lediglich großformatige gesellschaftliche Veränderungen aufgerufen, etwa im *Lexikon Soziologie und Sozialtheorie* von Farzin und Jordan sowie im *Wörterbuch der Soziologie* von Endruweit u. a. Der Begriff ist somit zu eng, um ersatzweise zu leisten, was dem Prozessbegriff in seiner vielfältigen Verwendung in Prozessdiagnosen zugemutet wird.

11 Hans Joas/Wolfgang Knöbl, *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*, Frankfurt am Main 2004, S. 196, 201.

enorm lange Zeit, nämlich zwischen 2000 und 2016, als Herausgeber des prestigeträchtigen *American Journal of Sociology* wirkte. Gleichzeitig ist er – eigentümlicherweise – bis heute in disziplinärer Hinsicht randständig geblieben, ist er weder schulbildend noch debattenprägend geworden, auch wenn er keiner Kontroverse ausgewichen ist. Reputation und Randständigkeit, eine auf den ersten Blick widersprüchliche Charakterisierung seiner Stellung in der internationalen Soziologie, ist dabei – wie zu zeigen sein wird – die Konsequenz seiner Suche nach einer genuin temporal angelegten Sozialtheorie.

Wer sich mit den Arbeiten Abbotts befasst, kommt nicht umhin, sich gleichzeitig damit auseinanderzusetzen, wie sich die Soziologie als Disziplin entwickelt hat. Das liegt zum einen daran, dass Abbott die Soziologie selbst als einen empirischen Untersuchungsgegenstand behandelt, dem er sich regelmäßig widmet, um nicht nur wissenschaftssoziologische, sondern auch sozialtheoretische Argumente voranzutreiben. Zum anderen ist Abbott über seine gesamte Forscherbiografie hinweg ein Suchender, wobei er immer wieder die Soziologie als Ausgangs- und Bezugspunkt nimmt. Dabei lassen sich mindestens drei Dimensionen dieser Vorgehensweise unterscheiden. Erstens, so ließe sich in lockerer Anlehnung an Marcel Proust formulieren (ohne dass Abbott diesen Bezug allerdings selbst herstellt), ist er auf der *Suche nach der verlorenen Zeit*. Es geht ihm darum, die Temporalität des Sozialen als zentralen Aspekt sozialwissenschaftlicher Methodologie und soziologischer Theoriebildung zu verankern. Die Soziologie hat diesen Aspekt in den vergangenen Jahren – wie einleitend skizziert – zwar nicht komplett verloren. Sie hat ihn, mit einigen wenigen Ausnahmen, über die wir später noch sprechen werden, allerdings weitgehend vernachlässigt.

Zweitens zielt Abbott auf sozialtheoretische Anschlussfähigkeit ab. Er findet eine Disziplin vor, in der seine Argumente zunächst kaum Gehör finden, da sie für gewöhnlich auf Basis grundlegend divergierender Prämissen verfährt. Das macht die Aufgabe, ihn und einen Band mit Aufsätzen von ihm vorzustellen, nicht gerade leicht, hat man doch einen Autor zu präsentieren, der einerseits eine einflussreiche und auch mächtige Figur in der internationalen Soziologie ist, dessen Werk aber andererseits aufgrund seiner idiosynkratischen Positionen, seiner Begriffsbildung und seines Argumentationsstils durchaus immer wieder auf Rezeptionsschwierigkeiten und Irritationen gestoßen ist. Das gilt insbesondere für den deutschen Sprachraum, in dem Abbott – auch

wenn es vereinzelte Übersetzungen gibt¹² – im Unterschied zur wesentlich breiteren Rezeption in Frankreich oder Spanien eher eine unbekannte Figur geblieben ist.

Drittens schließlich ist, was zunächst überraschen mag, Abbott ständig damit beschäftigt, eigene Positionen zu revidieren. Er arbeitet fortlaufend daran, seine bisherigen Prämissen, Konzepte und Standpunkte zu überdenken, zu modifizieren oder auch fallen zu lassen, wie er selbst immer wieder sehr eindrücklich einräumt, vor allem in den Einleitungen zu seinen beiden Aufsatzbänden, *Time Matters* aus dem Jahr 2001 und *Processual Sociology* von 2016. Aus beiden Bänden stammen auch die hier vorgelegten Übersetzungen. Es handelt sich um Schlüsseltexte, die treffend abbilden, wie die Suchbewegungen nach *der verlorenen Zeit* (Abschnitte II und IV), nach *sozialtheoretischer Anschlussfähigkeit* (III) und nach *der nächsten Revision eigener Standpunkte* (V) letztlich zu einer Position führten, die Abbott in ein interessantes Verhältnis zu gegenwärtigen Debatten *in der Soziologie* (VI) setzt.

II Auf der Suche nach der verlorenen Zeit

Das Œuvre Abbotts hat eine enorme Bandbreite. Er hat sich in zahlreichen Forschungsfeldern engagiert, von der Soziologie der Professionen über die Geschichte der Soziologie bis hin zur Wissenssoziologie und Sozialtheorie. Seine Argumente sind dabei oft auf Widerstände, nicht selten aber auch auf verständnisloses Achselzucken gestoßen – das ist zum Teil bis heute noch so.¹³ Eine Erklärung liefert der Blick auf die Frühphase seines Schaffens, die 1980er Jahre, auch wenn man sich da-

12 Etwa Andrew Abbott, »Nach dem Chaos: Selbstähnlichkeiten in den Sozialwissenschaften«, in: Christian Dayé/Stephan Moebius (Hg.), *Soziologiegeschichte. Wege und Ziele*, Berlin 2015, S. 284–307; ders., *Prozessuales Denken*. Zur deutschen Rezeption siehe Frank Adloff/Sebastian M. Büttner, »Die Vielfalt soziologischen Erklärens und die (Un-)Vermeidbarkeit des Eklektizismus. Zu Andrew Abbotts Soziologie fraktaler Heuristiken«, in: *Zeitschrift für theoretische Soziologie* 2 (2013), 2, S. 253–267.

13 Siehe etwa jüngst die äußerst kritische und unfaire Rezension seines Buches *Processual Sociology* (2016) durch Nico Wilterdink (»Driving in a dead-end street: critical remarks on Andrew Abbott's Processual Sociology«, in: *Theory and Society* 47 (2018), 4, S. 539–557).

durch – hiervon wird noch die Rede sein – nicht zur Annahme verleiten lassen sollte, durch Abbotts Werkbiografie ließe sich problemlos ein roter Faden ziehen.

Einigen Spezialistinnen dürfte Abbott, der in den späten 1960ern und frühen 1970ern in Harvard Geschichte und Literaturwissenschaft studiert hatte und daraufhin Graduate Student im Department of Sociology der University of Chicago geworden war, zunächst durch zwei fulminante Aufsätze bekannt geworden sein, die in den frühen 1980er Jahren in einem Methodenjournal der US-amerikanischen Historikerzunft erschienen waren: *Sequences of Social Events: Concepts and Methods for the Analysis of Order in Social Processes* (1983) und *Event Sequence and Event Duration: Colligation and Measurement* (1984).¹⁴ Schon die sehr technisch klingenden Titel der beiden Aufsätze machen auf eine Problemstellung aufmerksam, die Abbott seither beschäftigt, nämlich die Analyse sozialer Prozesse und die Theoretisierung der damit einhergehenden Grundsatzzfragen der Sozialwissenschaften.

Insbesondere dem 1983er-Aufsatz ist Abbotts literaturwissenschaftliche Ausbildung anzumerken, beschäftigt sich *Sequences of Social Events* doch schwerpunktmäßig – und mithilfe strukturalistischer Erzähltheorien – mit der Frage einer narrativen Ordnung des Sozialen, also wie erzählerische Mittel soziale und historische Ereignisse in eine bestimmte Reihung bringen und welche sozialtheoretischen Prämissen dabei mehr oder weniger stillschweigend einfließen. Das hier analysierte Thema ist natürlich nicht nur für die Literatur- oder die Geschichtswissenschaft von zentraler Bedeutung, sondern ebenso für die Soziologie – obwohl bis dato wenig diskutiert. Auch sie thematisiert ja den ständigen Wechsel zwischen stabilen Zuständen einerseits und sozialen Wandlungsformen andererseits, wobei freilich nur selten explizit geklärt wird, wie genau die unter die bekannten Prozessrubriken gefassten Ereignisse miteinander zusammenhängen oder verkettet sind.

Abbott macht sich im genannten Aufsatz dagegen in systematischer Absicht auf die Suche nach den divergierenden theoretischen Vorstellungen von Ereignisordnungen, die in der Soziologie unzweifelhaft vor-

14 Andrew Abbott, »Sequences of Social Events: Concepts and Methods for the Analysis of Order in Social Processes«, in: *Historical Methods* 16 (1983), 4, S. 129–147, und ders., »Event Sequence and Event Duration: Colligation and Measurement«, in: *Historical Methods* 17 (1984), 4, S. 192–204.

handen sind. Er diskutiert dann gleichermaßen kontinuierliche Modelle, die einen schleichenden Wandlungsprozess unterstellen (darunter historistische Erklärungen oder Evolutionssequenzen), wie diskontinuierliche Ansätze, die Sozialität in prozessualer Hinsicht mit Verweis auf ein wiederkehrendes Auftreten massiver Brüche des Gewohnten charakterisieren.¹⁵ Solche Sequenzmodelle, zu denen die vielfach verwendeten »Lebenszyklen« oder auch »Karrieren« zählen, sind jedoch, wie Abbott feststellt, aufgrund ihrer Simplizität zumeist mit erheblichen Problemen konfrontiert, insofern sie kaum je die tatsächliche Volatilität der identifizierten Prozesse und/oder das Zusammenstoßen je unterschiedlicher Prozesse und deren differierende Zeitlichkeit und Länge in Rechnung stellen.¹⁶ Die Konsequenz ist, dass es dann nicht zufällig, sondern theorieimmanent kaum je gelingt, in all diesen Prozessen Kontingenzen einzufangen. Das zentrale Problem sind dabei oftmals höchst simplifizierende Annahmen über die Variablen, welche die Prozesse jeweils vorantreiben sollen.¹⁷ Wie Abbott ausführt, liegt Variablenvorstellungen oft selbst wieder ein höchst vereinfachtes und damit problematisches Modell von Kausalität zugrunde, wonach der Wert einer Variable gewissermaßen ohne jeglichen Kontext, also auch ohne die Vorgeschichte des Wertes dieser Variable zu kennen, richtig eingeschätzt werden könne. Dagegen behauptet Abbott zu Recht, dass die Kausalwirkung von Variablen immer lokal sei, dass sie sich also nicht einfach auf andere

15 Das ist etwa in Thomas Kuhns bekannter Theorie der wissenschaftlichen Revolutionen der Fall, in der einer ruhigen »Normalwissenschaft« ein revolutionärer wissenschaftlicher Umbruch gegenübergestellt wird; siehe Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt am Main 1967.

16 Ausnahmen bestätigen freilich die Regel, wie etwa Howard S. Beckers Analyse des Erlernens des Genusses von Marihuana und sein hier entwickeltes Theorem der Karriere eindrücklich zeigen (Howard S. Becker, *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*, hrsg. von Michael Dellwing, unter Mitarbeit von Viola Abernet, 3. Auflage, Wiesbaden 2019 [2014], v. a. S. 41 ff.; siehe dazu auch Thomas Hoebel, »Verkettungen und Verstrickungen. Was wir von Howard S. Becker über die prinzipielle Prozesshaftigkeit des Sozialen lernen können«, in: Nicole Burzan (Hg.), *Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen*. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018, Essen 2019, S. 1–8). Ebenso eine Ausnahme ist Diane Vaughan, *Wenn Liebe keine Zukunft hat. Stationen und Strategien der Trennung*, Reinbek bei Hamburg 1988.

17 Abbott, »Sequences of Social Events«, S. 131 f.

Situationen übertragen lasse, eine Operation, die aber nichtsdestotrotz in den meisten statistischen Verfahren unreflektiert vorgenommen wird.

Abbott bezweifelt, dass Modelle interdependenter Variablen generalisierende Kausalaussagen erlauben. Er fragt deshalb provokant, ob man Generalisierungen nicht auch über Geschichten im Sinn von Narrativen anstreben sollte, weil solche »Storys« oft genügend Einheit und Kohärenz aufweisen, sich mithin auch formalisieren lassen. Könnte man nicht auch fragen, ob bestimmte Storys und Sequenzabfolgen immer wieder auftauchen? Abbott wird bei seinen späteren Versuchen der Entwicklung einer Prozesssoziologie, die hohen theoretischen wie methodischen Ansprüchen genügt, auf diese Frage erneut zurückkommen und dabei auf eine Position zusteuern, die dann nur noch wenige Gemeinsamkeiten mit konventionellen Annahmen soziologischen Forschens aufweist.

Zunächst möchten wir jedoch noch darauf aufmerksam machen, dass in diesem frühen Aufsatz bereits ein theoretischer Sachverhalt auftaucht,¹⁸ den Abbott zukünftig ins Zentrum all seiner Überlegungen stellen wird: Ihm zufolge sind nämlich viele, wenn nicht die meisten statistischen Modelle, aber auch zahlreiche nicht formalisierte Prozessbehauptungen, wie sie in der Soziologie gang und gäbe sind, auf fragwürdige Kausalannahmen gebaut. Der theoretische Sachverhalt, um den es Abbott hier geht, ist die irriige Unterstellung einer allgemeinen Linearität kausaler Verhältnisse, die es ihm zufolge zu verwerfen gilt. Er problematisiert insbesondere sechs Annahmen innerhalb dieses Weltbildes einer »allgemeinen Linearität kausaler Verhältnisse« (General Linear Reality),¹⁹ das sich auch deshalb so lange und hartnäckig hält, weil die Soziologie aus seiner Sicht kein angemessenes Zeitverständnis besitzt. Es handelt sich um die Annahmen,

- 1) dass die soziale Welt immer schon aus festen, abgrenzbaren und insofern leicht zu identifizierenden Einheiten bestehe, denen lediglich ein sich zeitlich ändernder Wert zugeschrieben werden müsse – beispielsweise die Durchgriffsfähigkeit eines vorhandenen Staatsappa-

18 Ebd., S. 137.

19 Der Aufsatz aus dem Jahr 1983 enthält bereits alle Grundzüge dieser Kritik. Sehr viel systematischer wird Abbott sie in seinem prominenten Aufsatz »Transcending General Linear Reality«, in: *Sociological Theory* 6 (1988), 2, S. 169–186, entwickeln, der in diesem Band übersetzt vorliegt.

rates, die je nach Beamtenzahlen zu- und abnimmt, die Stärke einer klar zu beschreibenden Arbeiterklasse, die sich – gemessen an den Zahlen zur Parteizugehörigkeit – verändert etc.;

- 2) dass Kausalität vom Großen zum Kleinen verlaufe, also große und massive soziale Veränderungsprozesse auch durch ebenso bedeutende Kausalstränge (und nicht durch kleine Zufälle) herbeigeführt würden;
- 3) dass das Attribut, also der Wert einer Einheit, eine und nur eine kausale Wirkung habe;
- 4) dass die Ordnung und Reihung der Ereignisse für ein Kausalgeschehen keinen großen Unterschied ausmachten (mit Ausnahme der banalen Einsicht, dass das Explanans zeitlich vor dem Explanandum zu verorten sei);
- 5) dass die Einheiten und die von ihnen ausgehenden Kausalwirkungen als unabhängige Fälle zu behandeln seien, dass man also eine strukturelle Determiniertheit vernachlässigen könne;
- 6) dass Ereignisse im Sinne von Variablen unabhängig vom Kontext immer die gleiche Wirkung entfalteten.²⁰

Ein solches Weltbild, so Abbott, sei zwar im Hinblick auf die meisten statistischen Verfahren, auch im Hinblick auf die meisten sozialwissenschaftlich-theoretischen Argumente insofern sehr praktisch, als sich damit Zusammenhänge vergleichsweise einfach darstellen und modellieren lassen. Vergessen wird dabei aber, dass all dieses Rechnen und Modellieren auf den eben genannten Annahmen beruht, die mehr oder minder zweifelhaft sind. Abbott zieht daraus den – in den frühen Aufsätzen eher tentativen, später dann sehr viel systematischer herausgearbeiteten – Schluss, dass Ereignisse und Prozesse stets lokalen Charakter haben. Sie sind, um es ethnomethodologisch zu formulieren, unvermeidlich indexikal, sodass ihre Analyse eine Art holistischen Zugriff erfordert. Dafür greift er auf den Terminus »Ökologie« zurück, der in der

20 Andrew Abbott, »Prologue: An Autobiographical Introduction«, in: ders., *Time Matters. On Theory and Method*, Chicago/London 2001, S. 1–33, hier S. 11; Abbott, »Transcending General Linear Reality«; kommentierend vgl. auch Jean-Louis Fabiani, »Pour en finir avec la réalité unilinéaire. Le parcours méthodologique de Andrew Abbott«, in: *Annales. Histoire Sciences Sociales* 58 (2003), 3, S. 549–565, hier S. 556 ff.; Ivan Ermakoff, »La causalité linéaire. Avatars et critique«, in: Didier Demazière/Morgan Jouvenet (Hg.), *Andrew Abbott et l'héritage de l'école de Chicago*, Paris 2016, S. 397–417, hier S. 399 ff.

ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bereits ein Schlüsselbegriff der Chicagoer Schule der Soziologie war, dann aber etwas in Vergessenheit geraten ist.²¹ Abbott wird das Konzept insbesondere in seiner Studie *The System of Professions* stark machen, um »fields of contextuality« zu begreifen.²² Darauf kommen wir zurück.

Abbott startet also schon als junger Nachwuchswissenschaftler eine massive Attacke auf zentrale Annahmen sozialwissenschaftlicher Methodik und Theoriebildung. Mit dem zweiten schon genannten Aufsatz »Event Sequence and Event Duration« wirft er die vor allem die Soziologie irritierende, aber in der Geschichtswissenschaft und erst recht in der phänomenologisch orientierten Philosophie längst verhandelte Frage auf, ob nicht der Erzählung in den Sozial- und Humanwissenschaften wieder eine sehr viel stärkere Bedeutung gegeben werden müsse. Nur sie – also letztendlich: die *Praktik* der Erzählung – sei in der Lage, Ereignissen wirklich gerecht zu werden.²³ Das zieht die weitere Frage nach sich, was denn überhaupt als ein (historisches oder soziales) Ereignis zu gelten und wie man es zu definieren habe.²⁴ Abbott unterzieht sich auch hier der Anstrengung einer Grundlagenreflexion und befasst sich – wie Historikerinnen und Philosophen auch – damit, ob Ereignisse nur durch das Mittel der Erzählung (Storys!) einzufangen und darstellbar seien.²⁵ Er geht jedoch noch einen Schritt weiter als die meisten von ihnen, indem er die Unterscheidung zwischen »events« und »occurrences«, also zwischen Ereignissen und Vorkommnissen, einfordert, da sie aus seiner

21 Didier Demazière/Morgan Jouvenet, »Introduction: Andrew Abbott et sa sociologie«, in: dies. (Hg.), *Andrew Abbott et l'héritage de l'école de Chicago*, Paris 2016, S. 13–31, hier S. 20 f.; zu den Ursprüngen des Ökologiekonzepts bei den Gründern des Amerikanischen Pragmatismus und der Chicago School of Sociology vgl. Daniel Cefaï, »Social Worlds: The Legacy of Mead's Social Ecology in Chicago Sociology«, in: Hans Joas/Daniel R. Huebner (Hg.), *The Timeliness of George Herbert Mead*, Chicago/London 2016, S. 165–184.

22 Andrew Abbott, *The System of Professions. An Essay on the Division of Expert Labor*, Chicago 1988.

23 Lawrence Stone, »The Revival of Narrative: Reflections on a New Old History«, in: *Past & Present* 85 (1979), 85, S. 3–24.

24 Siehe dazu etwa Marc Rölli (Hg.), *Ereignis auf Französisch. Von Bergson bis Deleuze*, München 2004; Hans-Dieter Gondek/László Tengelyi, *Neue Phänomenologie in Frankreich*, Berlin 2011.

25 Abbott, »Event Sequence and Event Duration«, S. 193.

Sicht entscheidend ist, wenn man *als Soziologe* nicht nur erzählen, sondern auch generalisieren will.

»Events« sind im Prinzip abstrahierte Konzepte, »occurrences« dagegen »the actual happenings we use to indicate that an ›event‹ has taken place«. ²⁶ Um ein Beispiel aus der Psychiatrie und der Professionssoziologie zu geben, mit der sich Abbott seit den späten 1970er Jahren beschäftigt: Der Sachverhalt der Existenz eines systematisch-medizinischen Unterrichts wäre als ein Ereignis (Konzept) zu bezeichnen, während die Einrichtung von medizinischen Schulen an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten eine mögliche Okkurrenz wäre, ein Vorkommnis, das auf die Existenz eines solchen Ereignisses hinweist. ²⁷ Umgekehrt kann ein Vorkommnis Teil vieler denkbarer anderer Ereignisse sein, insofern sich etwa die Einrichtung medizinischer Schulen auch als eine Okkurrenz im Hinblick auf das als Ereignis zu wertende Aufkommen eines staatlichen Konjunkturprogramms verstehen lässt.

Die Unterscheidung hat zentralen Stellenwert für Abbott, weil es mit ihr *zum einen* möglich ist, genauer darzulegen, was im Hinblick auf ein theoretisch interessantes Phänomen genau erklärt werden soll – und was gewissermaßen »nur« aufschlussreiche Daten zur Analyse dieses Ereignisses sind. Abbott bemüht sich somit, ein Ereignis nicht über die vermeintlich auf der Hand liegende Bedeutung eines historischen Phänomens zu definieren, nach dem Motto: Jeder sieht doch, dass die deutsche Wiedervereinigung, die klimapolitische Entscheidung der Kanzlerin, ein antisemitisches Pogrom, eine Leitzinserhöhung einer Zentralbank etc. jeweils ein wichtiges Ereignis ist. ²⁸ Vielmehr theoretisiert er ein Er-

26 Abbott, »Prologue: An Autobiographical Introduction«, S. 8; siehe dazu jüngst ganz ähnlich Tulia G. Falletti und James Mahoney (»The Comparative Sequential Method«, in: James Mahoney/Kathleen Thelen (Hg.), *Advances in Comparative-Historical Analysis*, Cambridge 2015, S. 211–239), die durchaus in großer Nähe zu Abbott davon sprechen, dass Events im Prinzip wiederholbar seien, Occurrences hingegen nur einmal auftreten (S. 213).

27 Abbott, »Prologue: An Autobiographical Introduction«, S. 8.

28 Insofern unterscheidet sich hier Abbotts Position von derjenigen des Historikers und Soziologen William Sewell, der ihm ansonsten durchaus theoretisch nahesteht. Sewell spricht im Hinblick auf die Events, die für Sozialwissenschaftler von Interesse sind, von »eventful events«, womit er solche Ereignisse meint, die soziale Strukturen grundlegend transformieren (William H. Sewell, »Historical Events as Transformations of Structures: Inventing Revolution at the Bastille«, in: *Theory and Society* 25 (1996), 6, S. 841–881; ders., »Three Temporalities: Toward an Event-

eignis von vornherein als Konzept. Er möchte damit die willkürliche Zuschreibung von »ereignishafter« Bedeutsamkeit an alle möglichen historisch-sozialen Phänomene verhindern, vor allem geht es ihm aber darum, überhaupt bestimmte Gegenstände als (problematische) Entitäten begreifen zu können. Damit adressiert er *zum anderen* ein für alle Sozialwissenschaftlerinnen zentrales Problem, wie es auch im Aufsatztitel mit dem dortigen Verweis auf jenes schwer ins Deutsche übersetzbare Wort »colligation« aufscheint: Hier wird die Frage angeschnitten, wie Vorkommnisse verknüpft sind. Gemeint ist damit das begründungsbedürftige Zusammenziehen von bestimmten empirischen Vorkommnissen zu einem ereignisförmigen Gesamtphänomen. Ein Beispiel ist die von Historikerinnen wie von Soziologen zu lösende Frage, ob und wie Bismarcks außenpolitische Schachzüge aus der Zeit vor 1870/71 konstitutiver Teil eines Gesamtplans zur Schaffung des Deutschen Reiches waren oder eben nicht, was genau also als indikative Einheit der Analyse zu gelten habe und was nicht. Forschende stehen somit vor der Aufgabe, nach den empirischen Elementen der Kolligation zu fragen, wobei es sich nicht zwingend nur um konkrete Subjekte handeln muss. Abbott sieht nämlich jede Form des methodologischen Individualismus kritisch, da er geltend macht, dass Individuen nicht per se oder von vornherein die maßgeblichen Einheiten sind, die soziale Prozesse antreiben.²⁹

Das Problem der Kolligation ist alles andere als trivial, wie Abbott selbst bei seiner 1988 erschienenen, sehr viel Aufmerksamkeit hervorrufenden und in der Tat bahnbrechenden³⁰ Studie *The System of Professions*

ful Sociology«, in: Terence McDonald (Hg.), *The Historic Turn in the Human Sciences*, Ann Arbor 1996, S. 245–280; siehe dazu auch Robin Stryker, »Beyond History versus Theory«, in: *Sociological Methods & Research* 24 (1996), 3, S. 304–352). Dieser Ansatz wirft freilich die kritischen Fragen auf, ab wann von einer zureichenden Strukturveränderung zu sprechen ist, wie die Strukturen überhaupt zu definieren sind etc. Abbott entzieht sich dieser schwierigen oder vielleicht sogar als unmöglich zu bezeichnenden Aufgabe, weil er eben »Ereignisse« nicht an irgendwelchen historischen oder sozialen Realitäten misst, sondern Ereignisse theoretisch über Erkenntnisinteressen definiert.

29 Abbott, »Event Sequence and Event Duration«, S. 194; zur Debatte in der Historikerzunft siehe L. B. Cebik, »Colligation and the Writing of History«, in: *The Monist* 53 (1969), 1, S. 40–57.

30 Siehe dazu die kurze Rezension von Pamela S. Tolbert, die klar die neuartigen Aspekte von Abbott erkennt (in: *Administrative Science Quarterly* 35 (1990), 2, S. 410–413); ebenso wie Étienne Ollion, »Andrew Abbott dans la sociologie états-

mit dem stark zum Understatement tendierenden Untertitel *An Essay on the Division of Expert Labor* zu spüren bekam. Mit diesem Grundlagenwerk, das sicherlich kein bloßer Essay ist, wendet er sich gegen die herrschende Professionssoziologie der damaligen Zeit, die grob formuliert in zwei konkurrierende Lager zerfallen war: ein auf die Arbeiten von Talcott Parsons rekurrierendes Lager einerseits, das Professionen in erster Linie wertfunktionalistisch über ihre akademischen Ausbildungsgänge und dann vor allem ethischen Standesregeln definierte, was diese Professionen vom sonstigen utilitaristischen Geschehen auf dem kapitalistischen (Berufs-)Markt deutlich abhob, obwohl sie in der Tat dessen integraler Teil waren;³¹ und ein etwa von Magali Sarfati Larson geprägtes konflikttheoretisches Lager andererseits, das Professionen zuallererst unter dem Aspekt der Eroberung von Marktnischen und der Gewinnung von Ressourcen analysierte, wenn es ihnen gelang, Expertenwissen als exkludierende Machtquelle zu nutzen.³² Abbott verschließt sich zwar keinem der beiden Lager, dennoch ist seine Herangehensweise eine grundsätzlich andere.³³

Abbotts Zugriff auf Professionen zeichnet sich zunächst einmal dadurch aus, dass er sein Hauptaugenmerk auf die konkrete Tätigkeit von Professionen richtet, auf Okkurrenzen professionellen Arbeitens, wobei ihm unmittelbar auffiel, ja auffallen musste, dass Professionen gewissermaßen immer schon mit anderen Berufen zusammenarbeiten, Ärzte und Ärztinnen also mit Pflegern, OP-Schwestern etc., was insgesamt eine bestimmte Form der Arbeitsteilung konstituiert, die historisch gewachsen

unienne«, in: Demazière/Jouvenet (Hg.), *Abbott et l'heritage de l'école de Chicago*, S. 95–116, hier S. 100 ff.

- 31 Talcott Parsons, »Die Motivierung des wirtschaftlichen Handelns«, in: ders., *Beiträge zur soziologischen Theorie*. Herausgegeben und eingeleitet von Dietrich Rüschemeyer. Darmstadt/Neuwied 1973, S. 136–159; ders., »Die akademischen Berufe und die Sozialstruktur (1939)«, in: ebd., S. 160–179; ders., »Some Theoretical Considerations Bearing on the Field of Medical Sociology«, in: ders., *Social Structure and Personality*, London 1970, S. 325–358; ders., »A Sociologist Looks at the Legal Profession (1952)«, in: ders., *Essays in Sociological Theory*, London 1954, S. 370–385.
- 32 Magali Sarfati Larson, *The Rise of Professionalism. A Sociological Analysis*, Berkeley 1977.
- 33 Zur höchst positiven Rezeption des Buches siehe etwa die Rezensionen von Paul DiMaggio (in: *American Journal of Sociology* 95 (1989), 2, S. 534–535) und Arthur L. Stinchcombe (»Restructuring the Sociology of the Professions«, in: *Contemporary Sociology* 19 (1990), 1, S. 48–50).

ist und sich zugleich stets transformiert. Wie sich dann, als »event«, die Profession des Arztes herauskristallisiert und verändert, ist dabei nicht abgelöst zu sehen von konkurrierenden Berufen, die ärztliche Tätigkeiten gewissermaßen begleiten. Hier spricht Abbott wie angedeutet von Ökologie: Die Ausdifferenzierung eines Berufs ist gleichbedeutend mit einer solchen, die historisch gewachsen ist bzw. wächst – und an die sich weitere Ökologien von zum Teil ganz anderen Professionen anschließen.³⁴ Das bedeutet zugleich, dass die Analyse von Professionen immer schon die Analyse eines dynamischen Prozesses in einem raumzeitlich begrenzten Kontext ist.³⁵ Dieses unmittelbar interaktive Geschehen war von den bisherigen Professionsforscherinnen zumeist eher vernachlässigt worden. Damit verbunden kritisiert Abbott, dass die herkömmliche Professionssoziologie, die sich in der Vergangenheit sehr stark auf Anwälte oder Mediziner konzentriert hatte, überwiegend teleologisch argumentiert, weil sie zwar mit Blick auf die Organisationsweise dieser Professionen in und mittels Berufsverbänden und Kammern ganz gut zeigen kann, wie diese die Anwendung von Wissen kontrollieren und monopolisieren, aber nicht, wie diese organisatorischen Formen selbst entstehen und manchmal Erfolg haben, manchmal aber eben auch nicht.³⁶ Abbott

34 In einem späteren Aufsatz wird Abbott explizit von »linked ecologies« sprechen, um kenntlich zu machen, dass es keinen Sinn macht, eine Ökologie für sich zu betrachten; Andrew Abbott, »Linked Ecologies: States and Universities as Environments for Professions«, in: *Sociological Theory* 23 (2005), 3, S. 245–274. Bereits in *System of Professions* argumentiert er, dass die konventionellen Ansätze der Professionsforschung für gewöhnlich einfach unterstellen, dass es reiche, sich der Entwicklung je individueller Professionen zu widmen, womit sie aber übersehen, dass es ganz entscheidend auf das arbeitsteilige Zusammenspiel und Gegeneinander von Berufen ankommt, eben auf das »system of professions«. Abbott nimmt also eine dezidiert relationale Perspektive ein und argumentiert, dass sich einerseits die Jurisdiktionskonflikte nur in der wechselseitigen Konkurrenz der Professionen verstehen (Abbott, *The System of Professions*, S. 19–20), andererseits sich die Professionen nicht über von vornherein definierbare Wissensbestände und konkrete Techniken oder spezifisches Know-how definieren lassen, sondern nur über die Abstraktion ihres Wissens, ihr Wissenssystem (ebd., S. 9, 102). Allerdings variiert eben der Grad der Abstraktion (ebd., S. 9, 30).

35 Siehe dazu Morgan Jouvenet, »Contexts and Temporalities in Andrew Abbott's Processual Sociology«, in: *Annales. Histoire Sciences Sociales* 71 (2016), 3, S. 361–392, hier S. 366.

36 Abbott, *The System of Professions*, S. 2.

schließt daraus, dass eine jede Professionssoziologie zu beginnen hat »with case studies of jurisdictions and jurisdiction disputes«³⁷, was ihn gleichsam zu einer zentralen prozesstheoretischen Einsicht führt:

»Since jurisdiction is the defining relation in professional life, the sequences that I generalize are sequences of jurisdictional control, describing who had control of what, when, and how. Professions develop when jurisdictions become vacant, which may happen because they are newly created or because an earlier tenant has left them altogether or lost its firm grip on them.«³⁸

Das bedeutet Abbott zufolge dann aber auch, dass man mit Blick auf Professionen nicht von einer einmal gegebenen Identität zu sprechen hat, sondern von einem ständigen, die Profession insgesamt erst konstituierenden Aushandlungsprozess, der eben nur über Ereignissequenzen zu analysieren ist.

The System of Professions weist dabei über die Professionssoziologie hinaus. Schon in der Einleitung erklärt Abbott ohne große Zurückhaltung, dass er die ganze Unternehmung auch als eine Auseinandersetzung darüber verstehe, wie Historische Soziologie angemessen betrieben werden solle.³⁹ Er richtet sich damit in kritischer Absicht an die damals aufblühende, vor allem US-amerikanische Historische Soziologie mit den Protagonist(inn)en Theda Skocpol und Charles Tilly. Mit seiner Studie zeigt er, wie schwierig eine historisch-soziologische Analyse von sozialen Einheiten ist, die vermeintlich klar identifizierbar und voneinander abgrenzbar scheinen – und wie man sie dennoch vorantreiben kann. Anstatt Staaten, Klassen oder soziale Bewegungen als fixierte Einheiten und Entitäten zu behandeln, deren Variablenwert sich allenfalls mit der Zeit änderte und deren Zusammenwirken man deshalb problemlos über das numerische Spiel der Aufzählung von notwendigen oder hinreichenden Bedingungen modellieren kann, um das (Nicht-)Zustandekommen von Revolutionen oder kollektiver Gewalt zu erklären, bewegt sich Abbott in eine ganz andere Richtung. Mit Argumenten, die nahe an die Geschichtswissenschaft heranrücken, macht er darauf aufmerksam, dass sich solche Einheiten (wie eben Professionen) in ständigen Konstitutions- und Transformationsprozessen befinden, in

37 Ebd.

38 Ebd., S. 3.

39 Ebd., S. 10.

denen es nicht bloß um nominale Werte geht. All dies erlaubt es deshalb nicht, den Kontext von irgendwelchen makrosozialen Variablen (seien es der Staat, die Klasse oder eben die Profession) zu vernachlässigen, weil Variablen nur in einem ebensolchen sozialen und historischen Kontext ihren kausalen Wert erhalten, somit die Stärke eines Staatsapparates und einer nationalen Arbeiterklasse gemessen an der Zahl der Steuereinnahmen und der organisierten Gewerkschaftsmitglieder für sich genommen wenig aussagt.

In letzter Konsequenz geht es Abbott dabei um mehr als »nur« Historische Soziologie, nämlich um die grundlegende Revision einer (zeitgenössischen) Soziologie, die seiner Auffassung nach zu einer hochgradig problematischen, wenn nicht falschen, weil nicht prozesshaften Beschreibung der sozialen Realität tendiert. Konsequenterweise wird sich Abbott dann ab den 1990er Jahren in immer neuen Anläufen der Formulierung einer prozesssoziologischen Alternative widmen, einem Vorhaben, das in die *damalige* Forschungslandschaft so recht nicht passte und deshalb die nun schon mehrfach erwähnten Rezeptionsschwierigkeiten begründete.

III Auf der Suche nach sozialtheoretischer Anschlussfähigkeit

Es gibt eine Reihe von Gründen, warum Abbotts Argumente in den 1980er Jahren zwar zur Kenntnis genommen werden, tatsächlich aber nur wenig ausrichten. Der Punkt ist dabei offensichtlich nicht, dass er nicht alle und jeden sofort überzeugte. Das konnte ein junger Nachwuchswissenschaftler nicht erwarten. Auffallend ist aber schon, wie wenig anschlussfähig Abbott in manchem nationalen und disziplinären Kontext *damals* war, was sich freilich mittlerweile geändert hat oder sich zumindest zu ändern beginnt.

a. Radikaler Historismus

Abbott legt seine frühen, stark auf die Geschichtswissenschaft zugehenden Aufsätze ebenso wie sein historisch argumentierendes Professionsbuch in einer Zeit vor, in der Skocpol und Tilly zusammen mit Kollegen wie Reinhard Bendix, Anthony Giddens, John A. Hall, Michael Mann, Barrington Moore oder Dietrich Rüschemeyer daran arbeiten,

der englischsprachigen Historischen Soziologie zu einer ersten Blüte zu verhelfen. Sie ist in den 1980er und 1990er Jahren theoretische Avantgarde.⁴⁰ Abbott bleibt jedoch Zaungast, da er in mehrfacher Hinsicht zu radikal argumentiert, nämlich zu historisch, gleichzeitig theoretisch zu komplex und zu wenig offensichtlich an einer bestimmten Form soziologischer Modellierung orientiert und interessiert.

Abbott selbst ist sich seiner Randständigkeit bewusst, jedoch nicht gewillt, in den historisch-soziologischen Mainstream einzurücken. In seinen Augen folgt die Historische Soziologie seiner Zeit zu sehr der Vorstellung einer allgemeinen Linearität kausaler Verhältnisse, anstatt die narrative Ordnung des Sozialen anzuerkennen:

»If there is any one idea central to historical ways of thinking, it is that the order of things makes a difference, that reality occurs not as time-bounded snap-shots within which ›causes‹ affect one another [...], but as stories, cascades of events. And events, in this sense, are not single properties, or simple things, but complex conjunctures. On this argument, there is never any level at which things are standing still. All is historical.«⁴¹

40 In der Disziplingeschichtsschreibung – aber dies soll hier nicht weiter von Belang sein – spricht man mittlerweile von den drei Wellen der Historischen Soziologie (siehe dazu Julia Adams/Elisabeth Clemens/Ann Shola Orloff, »Introduction: Social Theory, Modernity, and the Three Waves of Historical Sociology«, in: dies. (Hg.), *Remaking Modernity. Politics, History, and Sociology*, Durham/London 2005, S.1–72), wobei die oben genannten Vertreterinnen der Historischen Soziologie einer ersten Welle zugerechnet werden, die ihre Argumente zum großen Teil auf sehr einfache Kausalitätsannahmen stützten, was sie auch dazu führte, einigermaßen umstandslos – angelehnt an John Stuart Mill und dessen Wissenschaftslogik – die Methode des Vergleichs zu propagieren. Typisch ist die Argumentation von Theda Skocpol, die in ihrer Analyse sozialer Revolutionen systematisch auf Mills Argumente zurückgreift (Theda Skocpol, *States and Social Revolutions. A Comparative Analysis of France, Russia, and China*, Cambridge 1979).

41 Andrew Abbott, »History and Sociology: The Lost Synthesis«, in: *Social Science History* 15 (1991), 2, S. 201–238, hier S. 227. In diesem Text macht Abbott unmissverständlich klar, gegen welche Autorinnen innerhalb der Historischen Soziologie er sich mit seinen Argumenten richtet, selbstverständlich gegen Skocpol, ebenso gegen Charles Ragin und dessen *Qualitative Comparative Analysis (QCA)*, siehe dazu Ragin, *The Comparative Method: Moving Beyond Qualitative and Quantitative Strategies*, Berkeley/Los Angeles 1989.

Selbst wenn *spätere* Historische Soziologen diese von Abbott frühzeitig angemahnte Vorsicht gegenüber bestimmten Methoden und Kausalannahmen tatsächlich auch beherzigen sollten,⁴² änderte dies doch eben nichts an der Tatsache, dass dessen Argumente im Prinzip viel zu früh kamen, als dass sie seinerzeit in der angloamerikanischen Historischen Soziologie angemessen hätten gewürdigt werden können. Damals glaubte das Gros der Beteiligten noch fest daran, generalisierbare Konstellationen von Variablen (im Sinne des kausalen Zusammenspiels problemlos identifizierbarer Einheiten) finden zu können – beispielsweise um zu erklären, warum sich die Demokratie in England und den USA im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durchsetzen konnte, nicht aber in Deutschland.

Als die Blüte der Historischen Soziologie bereits leicht zu welken beginnt, erinnert Craig Calhoun bekanntlich daran, dass es ihr ursprüngliches Ziel gewesen sei, die Sozialtheorie und soziologische Theorie grundlegend zu historisieren – und damit auch entscheidend zu verändern. Doch stattdessen, so Calhoun, habe sie sich domestizieren lassen, sie habe sich an die in bloßen Variablen-Kategorien denkende Mainstream-Soziologie angeglichen.⁴³ Abbott dagegen hat sich, so ließe sich argumentieren, jeder Domestizierung verweigert. Er beharrt bis heute auf einer prozessorientierten Perspektive. Es ist kein Wunder, dass er mit einer solchen Haltung im angloamerikanischen Kontext randständig geblieben ist.⁴⁴

42 Siehe etwa Elisabeth S. Clemens, »Toward a Historicized Sociology: Theorizing Events, Processes, and Emergence«, in: *Annual Review of Sociology* 33 (2007), S. 527–549.

43 Craig Calhoun, »The Rise and Domestication of Historical Sociology«, in: Terence J. McDonald (Hg.), *The Historic Turn in the Human Sciences: Essays on Transformations in the Disciplines*, Ann Arbor 1996, S. 305–337; ders., »Explanation in Historical Sociology: Narrative, General Theory, and Historically Specific Theory«, in: *American Journal of Sociology* 104 (1998), 3, S. 846–871, hier S. 850.

44 Ebenso ist es kein Wunder, dass Abbott in den 1980er und 1990er Jahren auch in der deutschsprachigen Forschung keine nennenswerte Rezeption erfährt – wo die Historische Soziologie nach 1945 ohnehin immer randständig geblieben ist und wo man aus der Soziologie heraus bis auf wenige Ausnahmen (in diesem Zusammenhang ist natürlich Rainer M. Lepsius zu nennen) auch den Anschluss an die Geschichtswissenschaft gar nicht erst suchte. Warum dies der Fall war, hatte viel mit einer bestimmten disziplinären Matrix in Deutschland zu tun, vor allem mit der Tatsache, dass spätestens seit den 1960er Jahren die Sozialge-

b. Klub-Aversion

Damals wie heute ist Abbott nicht bereit, sich klar irgendwelchen politischen oder theoretischen Traditionen zuzuordnen, sodass er noch stets Irritationen verursacht bei all denen, die ihn und seine Argumente zu vereinnahmen suchen. Er pflegt fast demonstrativ seinen Status als Solitär, für Klubs jeder Art ist er kaum zu haben. Wie er in einer autobiografischen Skizze über seine Zeit als Schüler und Student in den so bewegten 1960er Jahren erzählt, schwankte Abbott nicht nur zwischen diversen wissenschaftlichen Interessen, die sich auf die Literaturwissenschaft ebenso beziehen konnten wie auf die Biologie. Auch ein klares politisches Engagement wie im Fall vieler seiner gleichaltrigen und später berühmt werdenden Kolleginnen aus der Soziologie vermochte er nicht aufzubringen, zu skeptisch war sein Blick auf den Politikbetrieb, als dass er sich diesem umstandslos hätte hingeben können.⁴⁵

Zur Leitfigur einer politisch engagierten Soziologie taugt Abbott somit denkbar schlecht – was in gleicher Weise für eine Verortung in einer bestimmten wissenschaftlichen Tradition gilt. Zwar hatte Morris Janowitz ihn in Chicago bei seiner Promotion begleitet,⁴⁶ der mit der Theorierichtung des Symbolischen Interaktionismus und seinem sozio-

schierte dominant zu werden begann (siehe dazu Thomas Welskopp, »Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 24 (1998), 2, S.173–198; Bettina Hitzer/Thomas Welskopp (Hg.), *Die Bielefelder Sozialgeschichte. Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen*, Bielefeld 2010). Herausragende Figuren wie Hans-Ulrich Wehler oder Jürgen Kocka waren in der Lage, auf ambitionierte Weise allseits anerkannte und – wenn man so will – orthodoxe soziologische Theoreme in ihre Forschungen einzubauen und damit den Eindruck zu vermitteln, dass es die Geschichtswissenschaft und nicht die Soziologie sei, die am ehesten eine gelungene Synthese zwischen beiden Disziplinen herzustellen vermöge. Die von diesen deutschen Historikern gepflegte Rede von einer »historischen Sozialwissenschaft« machte immer klar, dass es bei diesem Unterfangen zuallererst um *Geschichtswissenschaft* gehe, nicht um eine historische *Soziologie*. Insofern kann es dann auch wenig verwundern, dass die Arbeiten von Abbott in der damaligen Zeit in Deutschland wenig zur Kenntnis genommen wurden, weder in der Geschichtswissenschaft noch in der Soziologie – sieht man vielleicht ab von den wenigen Soziologen, die sich wie etwa Rudolf Stichweh in Deutschland überhaupt mit Professionen beschäftigten.

45 Andrew Abbott, »Losing Faith«, in: Alan Sica/Stephen Turner (Hg.), *The Disobedient Generation: Social Theorists in the Sixties*, Chicago/London 2005, S. 21–36.

46 Ebd., S. 34.

logischen Gründungsvater Herbert Blumer eng verbunden war. Doch Abbott selbst hatte ein alles andere als unkritisches Verhältnis zu dieser Theorietradition, auch wenn er durchaus viele Gedanken daraus schöpfen und ihr gar eine Monografie widmen sollte⁴⁷ – und ihr daher oft auch zugerechnet wird. Dabei ist aber Vorsicht geboten. Es ist zweifellos richtig, dass Abbott sich auf die klassische Chicago School of Sociology⁴⁸ und auf den späteren Symbolischen Interaktionismus bezieht und dabei Konzepte wie »Ökologie« oder »Karriere« aufgreift.⁴⁹ Aber Abbott überlegt sich bis heute sehr genau, was er für seine Theoriezwecke zu entleihen bereit ist und was nicht.⁵⁰

47 Andrew Abbott, *Department & Discipline. Chicago Sociology at One Hundred*, Chicago/London 1999.

48 Siehe dazu etwa J. David Lewis/Richard L. Smith, *American Sociology and Pragmatism. Mead, Chicago Sociology, and Symbolic Interaction*, Chicago/London 1980; Martin Bulmer, *The Chicago School of Sociology. Institutionalization, Diversity, and the Rise of Sociological Research*, Chicago/London 1984; Rolf Lindner, *Die Entdeckung der Stadtkultur aus der Erfahrung der Reportage*, Frankfurt am Main 1990; Hans Joas, »Von der Philosophie des Pragmatismus zu einer soziologischen Forschungstradition«, in: ders., *Pragmatismus und Gesellschaftstheorie*, Frankfurt am Main 1992, S. 23–65; Sig-hart Neckel, »Zwischen Robert E. Park und Pierre Bourdieu: Eine dritte ›Chicago School‹? Soziologische Perspektiven einer amerikanischen Forschungstradition«, in: *Soziale Welt* 48 (1997), 1, S. 71–83; Christian Topalov, »Les usages stratégiques de l'histoire des disciplines. Le cas de l'école de Chicago en sociologie«, in: Johan Heilbron (Hg.), *Pour une histoire des sciences sociales, Hommage à Pierre Bourdieu*, Paris 2004, S. 127–157; Hans-Joachim Schubert, »The Chicago School of Sociology. Theorie, Empirie und Methode«, in: Carsten Klingemann (Hg.): *Jahrbuch für Soziologiegeschichte* 2007, Wiesbaden 2007, S. 119–166.

49 Andrew Abbott, »Of Time and Space: The Contemporary Relevance of the Chicago School«, in: *Social Forces* 75 (1997), 4, S. 1149–1182, hier S. 1154.

50 So fällt dann seine Kritik an Blumer manchmal außerordentlich scharf aus, wenn er ihm etwa vorwirft, ein völlig falsches Verständnis von Variablen gehabt und dementsprechend variablenbasierte Ansätze zwar zu Recht kritisiert zu haben, das aber auf eine völlig schiefe Weise. »Blumer also missed the point about context, thinking that the central problem with variable-based approaches was their failure to capture the *subjective* ambiguities of the situation, rather than their denial of contextual determination in causality in general, of which the subjectivity problem was merely a part.« (ebd., S. 1161; Hervorh. im Original); siehe dazu auch Daniel Cefai, »Andrew Abbott, un certain héritage de Chicago«, in: Demazière/Jouvenet (Hg.), *Andrew Abbott et l'héritage de l'école de Chicago*, S. 69–93, hier S. 79 f.

Eine dritte Klub-Aversion besteht schließlich darin, dass Abbott sich so mancher Grundsatzdebatte entzieht, obwohl sich seine Beteiligung gerade durch seine vertiefte Kenntnis der Chicago School of Sociology eigentlich angeboten hätte. So war ja die internationale Soziologie der 1970er und 1980er Jahre durch heftige Auseinandersetzungen zwischen System- und Handlungstheoretikern gekennzeichnet, in denen – aufseiten der Handlungstheoretiker – immer auch Vertreter mit Affinitäten zum Symbolischen Interaktionismus eine wichtige Rolle spielten. Dazu zählten etwa Hans Joas mit seinem Buch *Die Kreativität des Handelns* aus dem Jahre 1992 oder – im US-amerikanischen Kontext – Anselm Strauss mit seinem ein Jahr später erschienenen *Continual Permutations of Action*.⁵¹ Beide versuchten, ein reichhaltigeres und stimmigeres Handlungsmodell zu gewinnen, als es von so unterschiedlichen Theorietraditionen wie dem Parsons'schen Wertfunktionalismus oder Rational-Choice-Ansätzen angeboten wurde. Abbott freilich findet solche Debatten seit jeher nicht sonderlich interessant,⁵² nicht zuletzt weil ihm das Verhältnis von Stabilität und Prozess als eine zu lösende Theorieaufgabe der Sozialwissenschaften wichtiger ist als »nur« handlungstheoretische Probleme oder das Verhältnis von Handeln und Struktur.⁵³

Abbott ist letztlich kaum zu fassen, sogar dort, wo man am ehesten Klubzugehörigkeiten vermuten dürfte: Obwohl er einer der wenigen Soziologen ist, die sich, belehrt durch literaturwissenschaftliche Debatten, frühzeitig mit der auch für die Soziologie unvermeidbaren Problematik von Narrativität vertraut gemacht hatten, weigert er sich beharrlich, sich Diskussionssträngen umstandslos anzuschließen, die das Terrain bereits durchziehen, nicht zuletzt auch deshalb, weil ihm immer daran lag, die Eigenart und die Komplexität soziologischer Argumente zu wahren, was es notwendig machte, literaturwissenschaftliche oder historistische Positionen zu transzendieren. Dadurch gelang es, die dort tätigen Autorinnen stets aufs Neue zu provozieren, etwa mit seiner auf sich selbst bezogenen, in vielen Ohren nach einem Oxymoron klingenden

51 Hans Joas, *Die Kreativität des Handelns*, Frankfurt am Main 1992; Anselm L. Strauss, *Continual Permutations of Action*, New York 1993.

52 Pierre François, »L'action chez Andrew Abbott. Pierre de touche ou chaînon manquant?«, in: Demazière/Jouvenet (Hg.), *Andrew Abbott et l'héritage de l'école de Chicago*, S. 171–190, hier S. 172 f.

53 Abbott, *Department & Discipline*, S. 225.

den Redeweise von einem »narrativen Positivismus«. ⁵⁴ Abbott plädiert damit für eine Rehabilitation der Erzählung und kritisiert das Denken in großen Struktur- und Prozesskategorien, wodurch er (kontingente) Ereignisse und ihre Folgen tatsächlich auch ernst nimmt, zumindest so ernst, dass er sie für wert erachtet, theoretisiert zu werden. Gleichzeitig will er nicht darauf verzichten, Ereignissequenzen zu formalisieren. ⁵⁵ Es sei gerade die Aufgabe der Sozialforscherin, durch präzise Begriffsarbeit festzustellen, was ein Ereignis und was eine Okkurrenz sei und dann darauf zu achten, ob sich nicht *typische* Ereignisfolgen zeigen, die sich eben in *typischen* Erzählungen wiedergeben lassen. Dazu könnten disziplinspezifische Wandlungsprozesse in der Wissenschaft, ⁵⁶ die Ausbreitung von Gerüchten ebenso wie die Diffusion von Innovationen zählen. ⁵⁷ Für all diejenigen, die sich in der damaligen Zeit – wie dies etwa in der qualitativen Sozialforschung der Fall war – Narrationskonzepten anzunähern begannen, war Abbotts provozierende Aufrufung des Positivismusbegriffs natürlich ein Affront. Viele Anhänger konnte er sich durch die Einnahme einer solchen Position sicherlich nicht erhoffen.

c. Landesspezifische Rezeptionskonjunkturen

Neben Abbotts radikalem Historismus und seiner Klub-Aversion spielen schließlich auch noch höchst unterschiedliche Temporalitäten eine Rolle, wenn man erklären will, warum sein Werk in manchen Ländern – zumindest in jüngster Zeit, wie in Frankreich – eine durchaus starke Rezeption erfahren hat, während sie sich beispielsweise in Deutschland noch immer in Grenzen hält. Man darf nicht vergessen, dass eine Rezeption des Symbolischen Interaktionismus in Deutschland vergleichsweise früh erfolgt ist, weil etwa Jürgen Habermas bereits in den späten 1960er Jahren mit seinem großen *Literaturbericht* zu den Sozial-

54 Andrew Abbott, »From Causes to Events. Notes on Narrative Positivism«, in: *Sociological Methods and Research* 20 (1992), 4, S. 428–455.

55 Il s'agit de réhabiliter la description, contre le raisonnement par variables et la »grande théorie«, mais en conservant l'ambition de formaliser des structures et des processus autorisant, par comparaison, la production d'explications générales. Ce type d'hybridation conceptuelle est pour lui le but explicite d'une stratégie d'innovation payante car obligeant à sortir des sentiers battus [...].« (Demazière/Jouvenet, »Introduction: Andrew Abbott et sa sociologie«, S. 21).

56 Andrew Abbott, *Chaos of Disciplines*, Chicago/London 2001.

57 Jouvenet, »Contexts and Temporalities«, S. 374.

wissenschaften⁵⁸ auf die damaligen Theorieentwicklungen in den USA aufmerksam machte und dann Soziologen wie Joachim Matthes mit diversen Publikationen und Übersetzungen⁵⁹ Theorieimporte unternahm – was den Eindruck erwecken konnte, dass alles Wesentliche, das aus dieser Richtung kommt, bereits zur Kenntnis genommen und abgearbeitet sei. In der Tat fällt es heute in der deutschsprachigen Soziologie schwer, eine klar konturierte Theorierichtung ausfindig zu machen, die sich Argumenten von Mead, Blumer und anderen verpflichtet fühlt.

Die Situation war demgegenüber in Frankreich eine ganz andere, führte man hier doch bis hinein in die späten 1990er Jahre die Debatte um den Strukturalismus und Poststrukturalismus⁶⁰ und stellte sich in dieser Zeit dann auch die Dominanz des Werkes von Pierre Bourdieu ein. Es gab in dieser Phase kaum ein Bedürfnis, sich mit US-amerikanischen Theorien zu beschäftigen. Das begann sich fundamental erst mit dem Tod Bourdieus im Jahre 2002 zu ändern. Seither gibt es eine verstärkte – und im Vergleich zu Deutschland sehr späte – Rezeption der Ethnomethodologie und des Symbolischen Interaktionismus, was sich auch daran zeigt, dass in den sozialwissenschaftlichen Abteilungen der Buchläden seither französische Übersetzungen von Erving Goffman oder Howard S. Becker zu finden sind, die schon vor langer Zeit ins Deutsche übersetzt worden waren oder – weil wohl für die Nachfrage auf dem deutschen Buchmarkt zu spät erschienen – dann auch nie ins Deutsche übersetzt worden sind.

Die französische Rezeption der genannten US-amerikanischen Theorien hat dann auch zu einer Strömung geführt, die unter dem Namen »pragmatische Soziologie« firmiert und der sich u. a. Luc Boltanski und Laurent Thevénot, Bénédicte Zimmerman oder Danny Trom, Michel Callon oder Bruno Latour zurechnen – oder zugerechnet werden. So unterschiedlich sie im Einzelnen auch argumentieren mochten, waren sie sich doch darüber einig, dass man, erstens, zur Vermittlung zwi-

58 Jürgen Habermas, »Ein Literaturbericht (1967): Zur Logik der Sozialwissenschaften«, in: ders., *Zur Logik der Sozialwissenschaften*, Frankfurt am Main 1982, S. 87–366.

59 Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit 1 + 2*, Bielefeld 1981.

60 Vgl. François Dosse, *Geschichte des Strukturalismus*. 2 Bände, Frankfurt am Main 1999; Klaus Birnstiel, *Wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand. Eine kurze Geschichte des Poststrukturalismus*, Paderborn 2016.

schen der Situation der Handelnden und sozialen Strukturen zunächst einmal erstere detailliert analysieren müsse, dass es, zweitens, gelte, einen naiven soziologischen Objektivismus zu brechen (weshalb sie auch die Nähe zu Historikerinnen suchten), und dass man, drittens, weder die Kohärenz des Ich unterstellen noch die Fluidität von Machtbeziehungen ignorieren dürfe.⁶¹ Es ist deshalb nicht überraschend, dass sich dieser Autorenkreis dafür zu interessieren begann, was Abbott konzeptuell anbietet. Es entstand ein Kontext, in dem ab Mitte der 2000er Jahre das Werk Abbotts in Frankreich zunehmend rezipiert wurde – wobei diese Rezeption sich mit zwei weiteren theoretischen Trends verknüpft. Seit den 1990er Jahren gibt es auch in der französischen Geschichtswissenschaft, hier vor allem in der Mikrohistorie,⁶² verstärkte Reflexionen auf das Verhältnis von Mikro und Makro und darüber dann auch auf Fragen von Kausalität und Kontingenz.⁶³ Zusätzlich versuchen einige Politikwissenschaftler wie etwa Michel Dobry,⁶⁴ herkömmliche Lineari-

-
- 61 Vgl. Yannick Barthe u. a., »Sociologie pragmatique: mode d'emploi«, in: *Politix* (2013), 103, S. 175–204; Marc Berviglieri/Joan Stavo-Debauge, »Le Geste pragmatique de la sociologie française. Autour des travaux de Luc Boltanski et Laurent Thevenot«, in: *Antropolitica* (1999), 7, S. 7–22; Jean-Louis Genard/Fabrizio Cantelli, »Êtres capables et compétents: lecture anthropologique et pistes pragmatiques«, Manuskript, 2018. https://www.researchgate.net/publication/30454069_Etres_capables_et_competents_lecture_anthropologique_et_pistes_pragmatiques, [18. 10. 2019]; Nicolas Dodier, »L'Espace et le mouvement du sens critique«, in: *Annales. Histoire, Sciences Sociales* 60 (2005), 1, S. 7–31.
- 62 Claire Lemercier, »Andrew Abbott et la micro-histoire«, in: Demazière/Jouvenet (Hg.), *Andrew Abbott et l'héritage de l'école de Chicago*. Second Volume, Paris 2016, S. 105–125.
- 63 Vgl. etwa Jacques Revel (Hg.), *Jeux d'échelles. La micro-analyse à l'expérience*, Paris 1996.
- 64 Michel Dobry, *Sociologie des crises politiques. 3e édition revue et augmentée d'une préface inédite*, Paris 2009. Dobrys Buch erschien erstmals 1986, wurde nicht nur 2009 neu aufgelegt, sondern hat mittlerweile solche Prominenz erlangt, dass ihm jüngst ein Sammelband gewidmet wurde (Myriam Aït-Aoudia/Antoine Roger (Hg.), *La logique du désordre. Relire la sociologie de Michel Dobry*, Paris 2015). Siehe dazu auch Wolfgang Knöbl, *Politische Krisen und Prozessualität: Das Werk Michel Dobrys in der aktuellen theoretischen Debatte*, unveröffentlichtes Manuskript, Hamburg 2017. Zu den Berührungspunkten zwischen Abbott und Dobry siehe Quentin Deluermoz, »Andrew Abbott et la question du temps. Configurations, temporalités, historicités«, in: Demazière/Jouvenet (Hg.), *Andrew Abbott et l'héritage de l'école de Chicago*. Second Volume, S. 127–148, hier S. 137.

tätsannahmen und teleologische Unterstellungen, die sich in vielen sozialwissenschaftlichen Erklärungsdesigns finden, zu unterlaufen und theoretische Gegenentwürfe zu formulieren. Abbott gehört damit zwar noch immer keinem Klub an, ist aber auch nicht (mehr) allein auf seiner Suche nach der verlorenen Zeit.

IV Weiter auf der Suche nach der verlorenen Zeit

Spätestens seit den 1990er Jahren zeichnet sich ab, dass Abbott aufgrund seiner intensiven Beschäftigung mit Ereignissen und Sequenzen auf eine Art Soziologie hinsteuert, die sich von herkömmlichen sozialtheoretischen Konventionen unterscheidet. Er legt seither die Grundzüge eines Forschungsprogramms vor, bei dem es ihm nicht in erster Linie darum geht, soziale Prozesse im Sinne von besonderen oder irgendwie außergewöhnlichen Vorkommnissen zu untersuchen. Er fragt vielmehr danach, wie eine Soziologie aussehen muss, die mit guten Gründen annimmt, dass sie es mit einer prinzipiell flüchtigen Realität zu tun hat, mit einer Realität, die prozesshaft organisiert ist und in der stabile Zustände eher als erklärungsbedürftige Ausnahmen zu gelten haben.

In diesem Zusammenhang stellt sich Abbott zunehmend auch ontologische Fragen oder zumindest solche, die auf ontologische Probleme verweisen. Neben seiner kontinuierlichen Auseinandersetzung mit den Gründerfiguren des Amerikanischen Pragmatismus und des Symbolischen Interaktionismus beginnt er in dieser Zeit, sich mit Philosophen wie Henri Bergson und insbesondere mit Alfred North Whitehead zu beschäftigen.⁶⁵ Dadurch gewinnt er wiederum grundlegende Einsichten, die mit denjenigen, wie sie in der Mainstream-Soziologie vorherr-

65 Abbott, »Prologue: An Autobiographical Introduction«, S. 23 ff. Dass Abbott insbesondere Whitehead rezipiert, liegt auch deshalb nahe, weil Whitehead nicht nur immer wieder die Kreativität von Einzelwesen und damit auch die Offenheit der Geschichte betont, sondern in seiner Kritik an einer Substanzontologie insbesondere den Punkt stark macht, dass Einzelwesen immer als unvollständig und dann auch nicht anders als im Prozess beschrieben werden können (siehe dazu Alfred N. Whitehead, *Prozeß und Realität. Entwurf einer Kosmologie*, Frankfurt am Main 1987, S. 397).

schen, kaum in Einklang zu bringen sind.⁶⁶ In seinem 2016 veröffentlichten Aufsatz *La Conception de l'ordre dans la sociologie processuelle*⁶⁷ ordnet Abbott seine Theoriebaustrategie, die sich in den 1990er Jahren entwickelt, aber rückblickend in eine bestimmte, sehr viel bekanntere Tradition des sozialen und politischen Denkens ein. Dafür unterscheidet er grob zwischen historischen Denkern und Philosophen wie Machiavelli, Vico und Montesquieu auf der einen Seite – und eher ahistorisch argumentierenden Ordnungsdenkern wie Hobbes oder Rousseau auf der anderen. Folgt man Abbott, ist den drei erstgenannten Autoren ein prozessualer Blick zumindest nicht fremd – auf eine Weise, die ihm, Abbott, sehr naheliegt. Es gibt vier zentrale Aspekte, die dieses Prozessdenken auszeichnen.

- 1) Ordnungsdenker verweigern sich zwar nicht der Idee des sozialen Wandels, sie unterstellen aber, dass Ordnungen zu Konflikten führen, diese Ordnungen damit aufgelöst oder zerstört werden, bis dann eine neue Ordnung eintritt. Die zentrale Prämisse dieses Denkens ist also ein Gleichgewichtsmodell, das vom Normalfall der Ordnung ausgeht und in dem der konfliktbedingte Wandel deshalb die Ausnahme darstellt. Abbott hingegen will mit dieser Vorstellung brechen und behauptet deshalb, dass die Realität per se eine Prozesshafte sei.⁶⁸ Für die Sozialtheoretikerin gilt es deshalb zu klären, wie aus Prozessen vermeintlich stabile Zustände werden.
- 2) Damit eng verknüpft basieren Ordnungsmodelle auf der theoretisch nicht zu rechtfertigenden Vorstellung, dass das Telos des sozialen Wandels immer ein irgendwie stabiler Zustand sei, der darüber hinaus in normativer Hinsicht als ein wünschenswerter oder

66 Abbott sucht hier also – aus einer soziologischen Perspektive denkend – Anschluss an Debatten in der sogenannten Prozessphilosophie, was insofern nicht verwunderlich ist, als jene Philosophie historisch eng verknüpft ist mit Autoren, die wie William James, John Dewey oder George Herbert Mead mit dem US-amerikanischen Pragmatismus und dann auch der Chicago School of Sociology verbunden waren (siehe dazu Nicholas Rescher, *Process Metaphysics. An Introduction to Process Philosophy*, Albany 1996, S. 25).

67 Abbott, »La conception de l'ordre dans la sociologie processuelle«, in: Demazière/Jouvenet (Hg.), *Andrew Abbott et l'héritage de l'école de Chicago*. Second Volume, S. 31–59 (der Aufsatz ist in englischer Sprache bereits 2006 in den *Cahiers Parisiens* erschienen).

68 Ebd., S. 33 f.

bevorzugter betrachtet werden müsse. Von diesen normativ unterlegten Teleologien habe sich eine Prozesssoziologie dagegen frei zu machen, weil sich nur so ein vorurteilsloser analytischer Blick auf das Soziale gewinnen lasse.

- 3) Ordnungsmodelle haben Abbott zufolge zudem die negative Eigenschaft, dass sie nur selten die Frage stellen, für wen diese Ordnung gut bzw. vorteilhaft ist oder sein soll. Indem diese Frage zumeist im Hintergrund verbleibe, werde gleichzeitig auch übersehen, dass – so Abbott – Ordnung immer wieder neu und immer wieder anders produziert wird, ein Aspekt, der sich nur dann erschließt, wenn man konsequent eine prozessuale Herangehensweise verfolgt.⁶⁹
- 4) Ordnungsdenken ignoriert – im Unterschied zum Prozessdenken – die notwendige Einsicht, dass Ordnung sehr Verschiedenes bedeuten kann, dass die Ordnung sozialer Gruppen strukturell und temporal in der Regel ganz anders verfasst und reguliert ist als etwa diejenige der individuellen Biografie und dass beide nicht miteinander harmonisieren müssen. Deshalb ist die ordnungstheoretische Vorstellung einer zwanglosen Einbettung des Individuums in eine größere soziale Einheit höchst problematisch.⁷⁰

Die vier genannten Aspekte umreißen ein Forschungsprogramm, das Abbott selbst zuerst und gleichzeitig am schlagendsten – gerade im Hinblick auf ihre konstraintuitiven Momente – in dem 1995 erschienenen Aufsatz *Things of Boundaries* umsetzt.⁷¹ Hier heißt es zunächst:

It is easier to explain stasis as an emergent phenomenon in a fundamentally changing universe than vice versa. Social theories that presume given, fixed entities – rational choice being the obvious current example – always fall apart over the problem of explaining change in those entities, a problem rational choice handles by ultimately falling back on biological individuals, whom it presumes to have a static, given character. But it is very nearly as difficult to account, in a processual ontology, for the plain fact that much of the

69 Ebd., S. 35.

70 Ebd., S. 35 ff.

71 Andrew Abbott, »Things of Boundaries«, in: *Social Research* 62 (1995), 4, S. 857–882. Siehe dazu weiterführend auch Athanasios Karafillidis, *Soziale Ontogenetik. Andrew Abbotts »Things of Boundaries« (1995)*, unveröffentlichtes Manuskript, Hamburg 2017.

social world stays the same much of the time. Here, too, is the problem of entities and boundaries.«⁷²

Um das Problem fragiler Einheiten und Grenzziehungen zu bearbeiten, gilt es – so Abbott – nicht, danach zu fragen, was eigentlich die Grenze von Phänomenen oder Dingen ist, das wäre »the boundary of things«. Es ist vielmehr sinnvoll, die Fragerichtung umzudrehen, sich also damit zu befassen, was Grenzen eigentlich sind (die »things of boundaries«), weil nämlich gilt: »Social entities come into existence when social actors tie social boundaries together in certain ways. Boundaries come first, then entities.«⁷³ Erst aus Grenzziehungen, die Akteure vornehmen, ergeben sich – unter Umständen, mal erfolgreich, mal weniger erfolgreich – Entitäten.⁷⁴

Es ist dann zum einen die Aufgabe einer prozessualen Soziologie, sich damit auseinanderzusetzen, wie sich diese Schaffung von Einheit ereignet (wobei, um es nochmals zu betonen, auch die Einheit und Kontinuität von individuellen Personen für Abbott keine gegebene Tatsache, sondern eine empirisch zu untersuchende Frage ist).⁷⁵ Zum anderen besteht ihre Aufgabe darin, zu untersuchen, wie diese Ereignisse im Sinne von Sequenzen miteinander verkettet sind und wie sich diese Verkettung erzählen lässt.⁷⁶ Abbott argumentiert hier in Übereinstimmung mit Positionen aus der Prozessphilosophie, die sich in den Arbeiten ihrer Vertreterinnen jeweils deutlich unterscheiden mögen, die aber doch eine wesentliche Prämisse teilen:

72 Ebd., S. 859.

73 Ebd., S. 860; vgl. auch Bianca Prietl/Armin Ziegler, »Machtvolle Grenzen als konstitutive Momente des Sozialen. Grenzziehungen als Analysekonzept für eine Soziologiegeschichte«, in: Stephan Moebius/Andrea Ploder (Hg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*. Band 2: *Forschungsdesigns, Theorien und Methoden*, Wiesbaden 2017, S. 99–114.

74 Siehe dazu auch die instruktive Fallstudie zur ersten vegetarischen Vereinigung im viktorianischen England Hsin-Yi Yeh, »Boundaries, Entities, and Modern Vegetarianism Examining the Emergence of the First Vegetarian Organization«, in: *Qualitative Inquiry* 19 (2013), 4, S. 298–309.

75 Abbott, *Prozessuales Denken*, S. 60.

76 Vgl. auch Daniel Hirschman/Isaac Ariail Reed, »Formation Stories and Causality in Sociology«, in: *Sociological Theory* 32 (2014), 4, S. 259–282.

»In a dynamic world, things cannot do without processes. Since substantial things change, their nature must encompass some impetus to internal development. In a dynamic world, processes are more fundamental than things. Since substantial things emerge in and from the world's course of changes, processes have priority over things.«⁷⁷

Abbott will seine Position aber – und dies ist zu betonen – nicht als eine bloß metaphysische (oder gar nur: sozialkonstruktivistische) Haltung verstanden wissen, sondern betont darüber hinaus immer auch stets, dass es ihm (und der Prozesssoziologie) um Ereignisse mit kausaler Wirkung gehe. Morgan Jovenet bringt diese Perspektive treffend auf den Punkt:

»The defensibility of an entity, its ›structural resilience‹, is associated with its ›causal authority‹, which increases with the number and solidity of its footholds in different orders of reality (or in ›several different dimensions of difference‹), and with the ›connections‹ that these forge ›across long reaches of the social world.«⁷⁸

Die Arbeit der Sozialforscherin endet nicht in Beweisen, was alles konstruiert sei. Aus Sicht Abbotts ist die gesamte soziale Welt von den Akteuren ohnehin immer schon konstruiert. Ihre Aufgabe ist es vielmehr, sofort nach der kausalen Wirkung dieser Ereignisse in einem Kontext und nach Ereignisverkettungen und ihren jeweiligen Temporalitäten zu fragen. Wie Abbott deshalb im Anschluss an den späten Mead sagen wird, ist die soziale Welt eine Welt von Ereignissen⁷⁹ – und nicht eine

77 Rescher, *Process Metaphysics*, S. 28; Whitehead hatte dies dann so ausgedrückt, dass Existenz (in jeglicher Form) ohne Prozess nicht zu denken ist (Alfred N. Whitehead, *Denkweisen*. Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Stascha Rohmer, Frankfurt am Main 2001, S. 133).

78 Jovenet, »Contexts and Temporalities«, S. 377.

79 Abbott, »Things of Boundaries«, S. 864; Mead hat bekanntlich in seiner posthum erschienenen Arbeit *The Philosophy of the Present*, die durch eine Beschäftigung mit Whitehead geprägt ist, versucht, die Gegenwart zu theoretisieren: »For that which marks a present is its becoming and its disappearing. While the flash of the meteor is passing in our own specious presents it is all there if only for a fraction of a minute. To extend this fraction of a minute into the whole process of which it is a fragment, giving to it the same solidarity of existence which the flash possesses in experience, would be to wipe out its nature as an event. Such a conspectus of existence would not be an eternal present, for it would not be a present at all. Nor would it be an existence. For a Parmenidean reality does not exist. Existence

von (fixierten) Entitäten oder Gebilden.⁸⁰ Um es auch an dieser Stelle noch einmal zu betonen: Abbott denkt somit nicht in Kategorien einer beständigen sozialen Welt mit darin vorfindbaren Dingen und Gebilden, sondern an eine Welt als Bündel von Prozessen, weil sich eben auch die vermeintlichen Entitäten stets neu konstituieren und transformieren.⁸¹ Daraus folgt zudem, dass Abbotts Schriften ein scharfer antiteleologischer Zug durchzieht: Denn der Sozialforscherin ist die Welt nie als ganze gegeben. Eine »vollständige Darstellung des sozialen Prozesses«⁸² muss scheitern, aus der Vergangenheit lässt sich niemals eine zusammenhängende Erzählung generieren.⁸³ Möglich ist allenfalls der Blick auf einzelne prozessuale Abläufe,⁸⁴ deren Zusammenspiel aber nicht vorhersehbar, auch nicht retrospektiv vollständig rekonstruierbar ist. Die Soziologie kann höchstens anstreben, räumlich und zeitlich begrenzte Kausalitäten, solche, die in einem ökologischen Raum nachvollziehbar sind, aufzudecken.⁸⁵ – Kausalität ist hier somit weder deterministisch noch teleologisch gedacht, sondern im Grunde singulär. Abbott vertritt die Position, dass Okkurrenzen im Sinn von immer wieder aufs Neue stattfindenden Gegenwarten weder in einer umfassenden Weise

involves non-existence; it does take place. *The world is a world of events.*» (George Herbert Mead, *The Philosophy of the Present*. Edited by Arthur E. Murphy, Chicago/London 1980, S. 1; Hervorh. durch den Autor; siehe auch ders., »Das Wesen der Vergangenheit«, in: ders., *Gesammelte Aufsätze*. Band 2. Herausgegeben von Hans Joas, Frankfurt am Main 1987, S. 337–346; David L. Miller, *George Herbert Mead. Self, Language and the World*, Chicago/London 1973, S. 172 ff.)

80 Abbott, *Prozessuales Denken*, S. 20.

81 Ebd. Im Übrigen gilt dann selbstverständlich auch, dass (soziologisch adäquate) Beschreibungen eines Zustandes ohne Rückgriff auf Prozessanalysen schlicht nicht auskommen (vgl. Andrew Abbott, »La description face à la temporalité«, in: Giorgio Blundo/Jean-Pierre Olivier de Sardan (Hg.), *Pratiques de la description*, Paris 2003, S. 41–53.

82 Abbott, *Prozessuales Denken*, S. 25 (Hervorh. durch uns).

83 Ebd., S. 53.

84 Entsprechend vorsichtig definiert Abbott dann auch soziale Prozesse, die er als Entwicklungslogiken von Ereignissen begreift: »Der soziale Prozess aber, wie wir ihn leben, ist keine Ansammlung sich langfristig herausarbeitender Kräfte. Er ist eine Abfolge von lose miteinander verbundenen Gegenwarten, in denen sich Menschen in problematischen Situationen wiederfinden, die von der unmittelbaren Vergangenheit geschaffen wurden und in denen sie permanent Entscheidungen in wechselnden Zeithorizonten fällen müssen.« (ebd., S. 80.)

85 Ebd.

durch ihre Vergangenheiten noch durch ihre Zukünfte bestimmt sind. Die jeweilige Gegenwart ist vielmehr »stets offen für neues Handeln [...], während sie gleichzeitig jederzeit Vergangenheit wird, ja, dass es das Handeln in der Gegenwart ist, das die Gegenwart zur Vergangenheit macht.«⁸⁶. Es ist daher kaum verwunderlich, wenn Abbott allzu großflächigen Prozessbegriffen, wie sie in den Sozialwissenschaften gängig sind, mit größter Skepsis gegenübersteht.⁸⁷ Geschichte ist für Abbott die Abfolge prekärer Gegenwarten – Gegenwarten, die immer auch sofort vergehen, dadurch aber soziale Realität konstituieren.⁸⁸

Der Fokus auf die Gegenwart, der sich nun bei Abbott findet, dessen wissenschaftliche Laufbahn – wie gesehen – mit einer *Historischen* Soziologie von Professionen begann, bedeutet selbstverständlich nicht, dass er nun einen ahistorischen Zugriff auf das Soziale bevorzugt. Ganz im Gegenteil: Abbott redet, angelehnt an Clifford Geertz' Ausdruck der »dichten Beschreibung«, von »dichten Gegenwarten«⁸⁹. Diese Gegenwarten lassen sich immer nur zeitlich und räumlich lokal erfahren,⁹⁰ sie sind unvermeidlich indexikal. Eine globale Gegenwart, d. h. die Gleichzeitigkeit aller sozialen Ursachen, ist nicht denkbar, denn »es dauert, bis Ursachen und Wirkungen durch die Sozialstruktur gesickert sind«⁹¹, weil etwa die kausalen Effekte des Handelns von Akteur A auf Akteur B unmittelbar und sofort sichtbar sein mögen, diejenigen auf C jedoch erst sehr verzögert auftreten können, weshalb die Vorstellung einer universellen Gegenwart, die man als Newton'sche Gegenwart in ihrer Gänze erkennen könnte,⁹² (zumindest für die soziologische Forschung) fehlgeleitet wäre.

86 Ebd. (Hervorh. im Original).

87 Man denke nur an seine professionssoziologische These, dass berufliche Arbeitsteilung keine Konsequenz gesellschaftlicher Differenzierung, sondern von Jurisdiktionskonflikten ist. Wenn man so will, ließe sich – in der Diktion von Hans Joas – der radikale Prozessdenker Abbott auch als ein Konstitutionstheoretiker begreifen, die alle eine radikale Kritik an funktionalistischen Annahmen teilen (Joas, *Die Kreativität des Handelns*, S. 336 ff.).

88 Vgl. Mead, »Das Wesen der Vergangenheit«: »Der wirkliche Übergang der Realität liegt in dem Übergang von einer Gegenwart in eine andere, und dort allein findet sich die Realität.« (S. 337.)

89 Abbott, *Prozessuales Denken*, S. 25 f.

90 Ebd., S. 78 f., 94.

91 Ebd., S. 61.

92 Ebd., S. 95.

»Genau genommen definiert jeder ›Radius‹ um ein bestimmtes fokales Ereignis im Wesentlichen einen ›Wirkungskegel‹, der in die Vergangenheit zurückreicht, sodass eine Wirkung, die von irgendeinem Ereignis ›innerhalb‹ dieses Kegels ausgesandt wird, bereits von dem fokalen Ereignis oder den ›Nachfolgern in seiner Entwicklungslinie‹ erfahren wurde. Dasselbe gilt für den Blick in die Zukunft: Es wird einen Wirkungskegel der Art geben, dass eine Wirkung, die von irgendeinem Ereignis innerhalb des Kegels emittiert wird, bis zu dem Newton'schen Moment, an dem die Wirkungen der äußersten Ereignisse des Kegels eintreffen, von dem fokalen Ereignis erfahren worden sein wird. All dies impliziert, dass der soziale Raum und die soziale Zeit in Wirklichkeit logische Transformationen voneinander sind und als eine einzige Eigenschaft aufgefasst werden können, die sich als ›Stelle‹ oder ›Ort‹ bezeichnen lässt.«⁹³

Die radikale Gegenwartsorientierung, die Abbott vertritt, läuft dabei auf ein kompliziertes Problem zu, das sich sowohl sozialtheoretisch als auch methodologisch stellt. Wenn es stimmt, dass Gegenwarten jeweils Vergangenheiten und Zukünfte haben – wie sind diese zu Narrativen verknüpft, die von Dauer sind? »How then can one have narratives that are wholes-enduring things with influence over the future?«⁹⁴ Abbott fasst dieses Problem als Encoding, als Einschreibung – und macht gleichsam die Entdeckung, dass er, wir befinden uns in den 1990ern, zuvor kaum nennenswert darüber nachgedacht hat, wie die Zeitlichkeit des Sozialen mit historischen Sozialstrukturen zusammenhängt. Das Konzept der Einschreibung soll für diesen Zusammenhang sensibilisieren, da es darauf aufmerksam macht, dass soziale Strukturen der Vergangenheit kausale Relevanz für die unvermeidlich indexikalen Gegenwarten haben, weil sie hier in veränderter Gestalt wieder auftreten – nur wie sie konkret relevant sind, das ist ebenfalls indexikal und somit empirisch zu klären:

»[T]he structural past is well and truly gone. It can have its influence – this was one of those cases where you form the sentence then

93 Ebd., S. 61–62.

94 Abbott, »Prologue. An Autobiographical Introduction«, S. 20–21. Siehe zum Konzept des Encoding auch den Aufsatz »Die Historizität von Individuen« in diesem Band.

you try to figure out what the words in it actually mean – only if it somehow encodes itself into the present on a continuing basis.«⁹⁵

Genau in diesem Diskussionskontext findet dann auch wiederum der Begriff der Ökologie seine theoretische Verankerung. Eben weil die Gegenwart sowohl dicht als auch »encoded« und *der* soziale Prozess im Ganzen uns nicht zugänglich ist, müssen wir uns auf »Regionen der Gegenwart konzentrieren«⁹⁶, in denen von uns noch bestimmte kausale Verkettungen von Ereignissen nachvollzogen werden können, eben auf »Ökologien«. Und gelegentlich wird es dann den Sozialforschern gelingen, einige kausale Verbindungen zwischen einzelnen Ökologien, zwischen einzelnen Professionen etwa, die Abbott schon ganz früh in seiner Laufbahn untersucht hat, aufzudecken im Sinne von »linked ecologies«. Mehr aber dürften und sollten wir nicht erhoffen. Allzu generalisierende Narrative sind mit Skepsis zu betrachten, wollen wir nicht »nachträgliche Rationalisierungen dieser aufeinanderfolgenden Gegenwarten« produzieren.⁹⁷

Wenn sich nun die Welt als eine Welt von Ereignissen und ihrer Verkettungen darstellt, die nur über die historisch fundierte Analyse »dichter Gegenwarten« zugänglich ist, dann folgt für Abbott daraus auch eine Kritik zeitgenössischer soziologischer Argumentationsmuster. Ihm zufolge ist es weder sinnvoll, Ereignisse irgendwie scharf von Strukturen abgrenzen, noch auf den üblichen soziologischen Mikro-Makro-Unterscheidungen aufzubauen, die mit Ebenenvorstellungen des Sozialen arbeiten, dafür jedoch oftmals unterstellen, eine Ebene sei realer als die anderen, weil von ihr die ontologische Prägung der sozialen Welt ausgehe.⁹⁸ Die betreffenden Unterscheidungen sind Abbott zufolge sinnlos,

95 Ebd.

96 Ebd., S. 63.

97 Ebd.

98 Einer solchen Kritik an Ebenenontologien würden sich beispielsweise – wenn auch auf je ganz unterschiedliche Weise – Autoren wie Bruno Latour (*Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt am Main 2007) oder Theodore Schatzki (»Praxistheorie als flache Ontologie«, in: Hilmar Schäfer (Hg.), *Praxistheorie, ein soziologisches Forschungsprogramm*, Bielefeld 2016, S. 29–43) anschließen. Die an dieser Stelle angeführten Zitate weisen Abbott ebenfalls als Vertreter einer solchen flachen Ontologie aus; ob diese tentative Einordnung letztendlich trägt, können wir hier freilich nicht diskutieren.

real sind – um es zu wiederholen – Okkurrenzen und Ereignisse, die narrativ verkettet sind. Es emergieren lediglich Entitäten (wie prekär und fluid auch immer),⁹⁹ von denen aber nicht behauptet werden kann, die einen seien wirklicher als die anderen, wie es etwa stillschweigend im Coleman'schen Badewannenmodell unterstellt wird.¹⁰⁰ Abbott strebt also nicht eine Soziologie an, die eine Art Mikrofundierung betreibt, also – wie dies etwa bei Randall Collins der Fall ist¹⁰¹ – den basalsten Mikrovorgängen des Sozialen irgendeine ontologische Priorität zuerkennen will. Ganz im Gegenteil: Abbott möchte auf eine Soziologie hinaus, die es sich zum Ziel setzt, je unterschiedliche Prozesse als verkettete Ereignisfolgen in ihrer Verschränktheit zu analysieren, also herauszubekommen, wie sie verbunden sind, dabei immer davon ausgehend, dass einige dieser verschränkten Prozesse sehr viel länger dauern als andere (die biologischen Prozesse des menschlichen Lebens haben eine andere Temporalität als diejenigen von Familien oder Organisationen), einige weit in andere Ökologien hineinreichen etc. Er will die ontologischen Ebenen des Sozialen also nicht nur enthierarchisieren, sondern auflösen.

Wenn man die Welt als eine Welt von Ereignissen begreifen will, dann könnte man sich dabei einen Strom vorstellen, auf dem viele Baumstämme flussabwärts treiben, Stämme, die vielfach ruhig dahin-

Einschlägig zum Konzept flacher Ontologien: Manuel DeLanda, *A New Philosophy of Society: Assemblage Theory and Social Complexity*, London 2006.

99 Abbott, »Things of Boundaries«; vgl. auch Arnaud Saint-Martin, »L'ontologie sociale d'Andrew Abbott«, in: Demazière/Jouvenet (Hg.), *Andrew Abbott et l'heritage de l'école de Chicago*. Second Volume, S. 85–104, hier S. 100.

100 »Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass es keine Ebenen im sozialen Prozess gibt, sondern nur Ordnungen. Hierarchie zwischen Ebenen ist eine Illusion [...]. Diese Konzeption von Ordnungen begräbt somit das Mikro-Makro-Problem. Es handelt sich tatsächlich nicht um ein Problem, sondern um eine relative Hierarchie in jeder konkreten Untersuchung. In einer Studie zur Demografie eines gegebenen Berufs ist der Beruf makro, und seine Vertreter sind mikro. In einer Studie zur Berufserfahrung einer bestimmten Generation verhält es sich genau umgekehrt.« (Abbott, *Prozessuales Denken*, S. 65.)

101 Randall Collins, »Micro-Translation as a Theory-Building Strategy«, in: Karin Knorr-Cetina/Aaron V. Cicourel (Hg.), *Advances in Social Theory and Methodology. Toward an Integration of Micro- and Macro-Sociologies*, Boston 1981, S. 81–108; ders., »On the Microfoundations of Macrosociology«, in: *The American Journal of Sociology* 86 (1981), 5, S. 984–1014.

gleiten, die sich aber gelegentlich auch verhaken, auftürmen, sich blockieren, erklärt er bildhaft in einer jüngeren Arbeit.¹⁰² Aus dem stetigen Wandel wird also plötzlich Stabilität – und genau diese Stabilität hat dann eine Prozesssoziologie zu erklären, die sich zwar nicht primär mit Baumstämmen beschäftigt, aber vielleicht mit der Frage, wie sich über berufliche Karrieren, Ausbildungsgänge oder Erbschaften vieler Personen so etwas herauskristallisiert wie eine stabile Struktur sozialer Schichtung. Dabei darf die Soziologin gleichwohl nicht der Täuschung verfallen, die Ereignisse seien immer schon klar definiert und gewissermaßen problemlos zugänglich. Vielmehr ist es laut Abbott so, dass ein jedes Ereignis und eine jede Einheit aus diversen partikularen Okkurrenzen besteht und mit Blick auf diese Partikularitäten untersucht werden kann. Ein Individuum ist niemals nur eine Einheit, sondern besteht aus einer »Myriade« von Okkurrenzen, weil ein Mensch, der gemordet hat, eben nicht nur ein Mörder ist, sondern vielleicht auch liebender Vater, Fußballspieler, Steuerzahler etc. Gleiches gilt dann auch für andere Einheiten wie soziale Gruppen und Organisationen.

Abbott ist dabei der festen Überzeugung, dass eine prozessuale Soziologie in ontologischer Hinsicht so formuliert sein muss, dass sie der ungeheuren Diversität historischer Erfahrungen gerecht werden kann.¹⁰³ Seine scheinbar abseitige Beschäftigung mit Weltliteraturen ist somit eigentlich zentral, um seine Haltung nachzuvollziehen: Über Jahre hat er unter dem Pseudonym Barbara Celarent Rezensionen im *American Journal of Sociology* geschrieben, lange und grandiose Kritiken – in Wahrheit oft soziologische Analysen – von Romanen, Essays und politischen Schriften aus diversen Jahrhunderten und Weltregionen.¹⁰⁴ Er macht damit deutlich, dass nur die Kenntnis unterschiedlicher kultureller und historischer Kontexte eine zu entwickelnde Prozesstheorie daran hindert, in ethnozentrische Fallen zu tappen und Verkettungen schon immer zu unterstellen (oder nicht zu sehen), weil sie im sogenannten Westen vorhanden bzw. nicht vorhanden sind.

102 Andrew Abbott, »L'Avenir des sciences sociales: Entre l'empirique et le normatif«, in: *Annales. Histoire Sciences Sociales* 71 (2016), 3, S. 577–596, hier S. 578.

103 Abbott, »L'Avenir des sciences sociales«, S. 594.

104 Barbara Celarent, *Varieties of Social Imagination*. Edited and with a Preface by Andrew Abbott, Chicago/London 2017.

Abbott hat über die Jahre – Stichwort »zu entwickelnde Prozess-
theorie« – ein theoretisches und methodologisches Repertoire formu-
liert, mit dem er in diverse Themenbereiche vorstößt und in (sozial-)
theoretische Debatten interveniert, in der Regel ohne sich bereits
bestehenden Positionen anzuschließen. Er äußert sich zu Pfadabhängig-
keiten und Wendepunkten, zu Narration, Struktur und Ereignis, zur un-
hintergehbaren Historizität von Individuen oder zu kausalen Mechanis-
men. Er nimmt zur (technologischen) Zukunft der Bibliotheken ebenso
Stellung wie zur normativen Zukunft der Sozialwissenschaften.¹⁰⁵
Gleichzeitig ist nicht absehbar, dass Abbotts Suche nach einer prozes-
sualen Soziologie in nächster Zeit einen Abschluss findet. Das hängt
maßgeblich mit seiner Arbeitsweise zusammen, die nicht ohne Brüche
und Wendungen ist.

V Auf der Suche nach der nächsten Revision

Einführungen in das Werk einer Autorin oder, wie in unserem Fall, eines
Autors laufen nicht selten Gefahr, die betreffende Forschungsbiografie
konsistenter und geradliniger zu beschreiben, als sie es tatsächlich ist.
Das haben wir zu Beginn bereits angedeutet. Abbott selbst hätte für ein
solches Vorgehen sicher kaum Verständnis. Im Hinblick auf sich selbst
schiebt er entsprechenden Avancen konsequent den Riegel vor, indem
er immer darauf hinweist, dass die Texte, die er veröffentlicht, in der
Regel keine simplen Fortsetzungen bisheriger Arbeiten sind. Was er, wie
gesehen, mithilfe des Konzepts des Encoding ganz generell über das
Problem der Fortführung vergangener sozialer Strukturen in die Gegen-
wart sagt, gilt selbstverständlich auch für sein eigenes Werk.

Im Kern legt es Abbott, um es provokant zu formulieren, perman-
ent darauf an, seine eigenen Thesen zu revidieren. Was dadurch für
manche unsystematisch wirken mag, lässt sich durchaus auch als be-
sondere Qualität des Werks würdigen. Abbotts Schaffen ist durch eine
produktive Unruhe gekennzeichnet, die sich nicht nur darin erschöpft,
gesellschaftliche Mythen zu dekonstruieren. In einer Rede vor jungen

105 Andrew Abbott, »The Traditional Future: A Computational Theory of Library
Research«, in: *College & Research Libraries* 69 (2008), 6, S. 524–545; ders., »L'Avenir
des sciences sociales«.

Chicagoer Studierenden spricht er z. B. der Erziehung jegliche Zielrichtung ab, außer derjenigen, in der jeweiligen Gegenwart genossen zu werden.¹⁰⁶ Diese Unruhe erschöpft sich auch nicht darin, den eigenen Job als denjenigen eines rigorosen und strengen Kritikers seiner Kolleginnen zu begreifen: »Of course it is my job to question the whole thing«, leitet er einen Kommentar zu einem Vortrag seines Freundes Pierre-Michel Menger ein – ein Job, den er nicht zuletzt jahrelang als Herausgeber des *American Journal of Sociology* gemacht hat.¹⁰⁷ Vielmehr arbeitet Abbott vor allem fortwährend daran, seine eigenen Positionen infrage zu stellen. Begreift er beispielsweise zur Jahrtausendwende sein Argument über die Selbstähnlichkeit des sozialen Lebens noch entlang von »Dichotomien«, entlang derer sich beispielsweise die sozialwissenschaftlichen Disziplinen kontinuierlich entfalteteten und wandelten,¹⁰⁸ würde er anderthalb Jahrzehnte später eher von »Binaritäten« sprechen. Der Ausdruck »Dichotomie«, so Abbott neuerdings, rieche mittlerweile zu sehr nach Szientismus, wie er mit Blick auf seine starke Prominenz in US-amerikanischen Arbeiten zum Feminismus und zu »race« einräumt.¹⁰⁹ Neben begrifflichen Anpassungen zählt dazu ebenfalls die Revision mindestens eines Texts, an dem Abbott schon seit Jahren schreibt. Schon seit Ende der 1990er Jahre arbeitet er an einer sozialtheoretischen Monografie mit dem Arbeitstitel *The Social Process* – und nachdem er das Manuskript bereits 2003, 2008 und 2010 grundlegend überarbeitet hatte, saß er 2016 an einer weiteren Revision dieses Buches, von dem er selbst meint, dass er hier die wesentlichen Argumente einer prozessualen Soziologie konsistent zusammenführen wird.¹¹⁰

Beides, begriffliche und textliche Revisionen, sind gleichwohl nur Epiphänomene eines grundlegenden Modus der Überarbeitung, der Abbotts soziologisches Denken auszeichnet, obwohl er sicherlich auch als eine Erklärung der holprigen Rezeptionsgeschichte des Autors heran-

106 Andrew Abbott, *Welcome to the University of Chicago. The Aims of Education Address (for the class of 2006)*. The University of Chicago, 26. 09. 2002.

107 Andrew Abbott, *Comments on Pierre-Michel Menger*. Innovations Conference, Northwestern University, 08. 04. 2016.

108 Abbott, *Chaos of Disciplines*.

109 Abbott, »Nach dem Chaos«, S. 285, Fn2.

110 »The Shining, not the Moon. Andrew Abbott in conversation with Athanasios Karafillidis«, *Soziopolis. Gesellschaft beobachten*, 20. 04. 2017, <https://soziopolis.de/beobachten/wissenschaft/artikel/the-shining-not-the-moon/>, [18. 10. 2019].

gezogen werden muss, auf die wir oben hingewiesen haben. Er ist offen dafür, sich einzugestehen, dass bisherige Positionen zwar nicht fundamental falsch, so doch unzureichend sind – selbst wenn ihn das in intellektuelle Krisen führt. Bezeichnend ist, dass er Anfang der 1990er entdeckte, dass er sozialstrukturelle Fragen zu sehr vernachlässigt hatte, um eine überzeugende soziologische Theorie der Temporalität des sozialen Lebens, des »social process«, zu formulieren¹¹¹ – was ihn u. a. dazu führte, das Konzept des Wendepunkts im Hinblick auf Fragen sozialer Ordnungsbildung zu diskutieren¹¹² oder das bereits mehrfach angesprochene Konzept des Encoding zu einem fortwährenden Bezugspunkt seines Theoretisierens zu machen.

Sein Arbeiten ist dabei geleitet von einer Ahnung, einer ersten groben Idee – »you are just feeling around for stuff before you find out what you are actually looking for«¹¹³. Das schließt nicht aus, dass sich diese Form des Entdeckens, ja soziologisches Entdecken ganz allgemein, nicht systematisch betreiben ließe. Abbott legt dazu 2004 mit *Methods of Discovery* ein grundlegendes Werk vor.¹¹⁴ Dafür baut er auf eigene Forschungen zur sozialwissenschaftlichen Generierung von Wissen. Seine These ist, dass sich der Kenntnisstand dieser Disziplin über ihre Gegenstände repetitiv entwickelt – und nicht kumulativ, wie es üblicherweise die Hoffnung vor allem derjenigen Kolleginnen ist, die Sozialwissenschaften als enge Verwandte der Naturwissenschaften (Sciences) begreifen wollen, weniger der Geisteswissenschaften (Humanities). Mit dieser These markiert Abbott eine grundlegende Ambivalenz der Sozialforschung. Denn die Sozialwissenschaften entdeckten ihm zufolge das Rad einerseits immer wieder aufs Neue, wie er vergleichsweise scharf formuliert. Die jüngere Generation übertrumpfe stets die ältere, »then calmly resurrects their ideas, pretending all the while to advance the cause of knowledge. Revolutionaries defeat reactionaries; each generation plays first the one role, then the other.«¹¹⁵ Andererseits sind die Sozialwissen-

111 Abbott, »Prologue. An Autobiographical Introduction«, S. 14.

112 Siehe dazu den Beitrag »Zum Begriff des Wendepunkts« in diesem Band.

113 »The Shining, not the Moon. Andrew Abbott in conversation with Athanasios Karafillidis«.

114 Andrew Abbott, *Methods of Discovery. Heuristics for the Social Sciences*, New York 2004.

115 Abbott, *Chaos of Disciplines*, S. 17.

schaften dadurch auch außerordentlich kreativ – was Abbott mit *Methods of Discovery* explizit positiv herausstreichen möchte.¹¹⁶

Diese Kreativität der Sozialwissenschaften resultiere dabei maßgeblich aus ihrer fraktalen Organisation und der daraus erwachsenden, gerade bereits kurz angesprochenen Selbstähnlichkeit ihrer symbolischen Strukturen. Allgemein formuliert sind Fraktale geometrische Strukturen, die unabhängig davon, ob man sie als ganze, ausschnitthaft oder mit Blick auf ihre Letztelemente betrachtet, dieselbe Gestalt aufweisen.¹¹⁷ Das meint Selbstähnlichkeit. Abbott überträgt diesen Gedanken auf die Sozialwissenschaften: Sie sind anhand mehrerer Binaritäten selbstähnlich aufgestellt, entlang derer Forschende auf verschiedenen Ebenen und in diversen Feldern, vom kleinen Forschungsteam bis hin zur Disziplin im Ganzen, immer die gleichen gegensätzlichen Zugangsweisen zum Sozialen wählen, weil bestimmte Grundsatzprobleme offensichtlich nicht aus der Welt zu schaffen sind und diese Probleme aus eben sehr unterschiedlichen Perspektiven auf immer gleiche Weise angegangen werden.¹¹⁸ Im Kern handelt es sich bei diesen Binaritäten um die »großen Debatten« der Sozialwissenschaften, darunter Positivismus vs. interpretatives Paradigma oder Realismus vs. Konstruktivismus¹¹⁹, die – und das ist das Entscheidende – im jeweiligen theoretischen Lager wiederum zu binären Konstellationen führen. Auch *innerhalb* des interpretativen Paradigmas beispielsweise kommt es zu Auseinandersetzungen zwischen denen, die einen stärker positivistischen Wissenschaftsanspruch erheben möchten, und solchen, die völlig darauf verzichten wollen. Innerhalb des realistischen Lagers gibt es diejenigen, die auf konstruktivistische Argumente zugehen, im Unterschied zu denjenigen, die dies vollständig ablehnen, etc. Die soziale Organisation der Sozialwissenschaften weist also keine vollständige Kongruenz mit den zentralen sym-

116 Il-Tschung Lim, »Filmsoziologie als Lyrische Soziologie«, in: Alexander Geimer/Carsten Heinze/Rainer Winter (Hg.), *Die Herausforderungen des Films: Soziologische Antworten*, Wiesbaden 2018, S. 89–105, hier S. 92.

117 Abbott, »Nach dem Chaos«, S. 286.

118 Abbott, *Methods of Discovery*, S. 162–163; siehe dazu grundlegender auch Abbott, *Chaos of Disciplines*.

119 Daneben erörtert Abbott die fraktalen Unterscheidungen (1) Analyse und Narration, (2) Behaviorismus und Kulturalismus, (3) Individualismus und Emergentismus, (4) Kontextualismus und Nonkontextualismus, (5) Wahl und Einschränkung, (6) Konflikt und Konsens sowie (7) transzendentes und situiertes Wissen.

bolischen Unterscheidungen auf: In einem Lager finden sich immer auch solche Studien, die den Prämissen der jeweils gegnerischen Position folgen, wodurch letztlich erst die alle Ebenen umgreifende Selbstähnlichkeit entsteht und sich reproduziert. Das heißt, die Sozialwissenschaften spalten sich immer wieder an Gabelungen theoretischer Debatten auf, nur um dann zu »alten« Gabelungen zurückzukehren und die Debatten im jeweiligen neuen Subfeld zu wiederholen. Selbstähnlichkeit ist ein Prozess: Sie schreibt sich weiter fort, indem Forschende die jeweiligen Binaritäten immer wieder aufs Neue rekombinieren und auflösen. Darin besteht gerade die Kreativität der Sozial- und Geisteswissenschaften.¹²⁰ Abbott selbst spricht mit Blick auf die eigene Position, wie gesehen, von einem »narrativen Positivismus«, eine Formulierung, die paradox klingen mag, aber letztlich genau jene (Re-)Kombinatorik charakterisiert, die er für das zentrale Erkenntnisprinzip der Sozialwissenschaften hält. *Methods of Discovery* ist daher nicht nur ein Buch über konventionelle Heuristiken¹²¹, geschweige denn über normalwissenschaftliche Gemeinplätze.¹²² Es stellt die zentrale Bedeutung fraktaler Heuristiken heraus, Erkenntnisgewinn dadurch zu realisieren, (scheinbare) Oppositionen sozialwissenschaftlichen Denkens miteinander zu verbinden.

Abbotts Suche nach der nächsten Revision ist somit fundamental mit einer Arbeit an gleichsam *sozialtheoretischen und dem Gegenstand angemessenen Heuristiken* verknüpft. Kaum verwunderlich arbeitet er daher auch selbst rekombinatorisch an nächsten Revisionen. So scheut er nicht davor zurück, sein Publikum damit zu konfrontieren, sich, wie im Fall seines Vorschlags, Soziologie »lyrisch« zu betreiben, methodisch völlig neu zu positionieren.¹²³ Diese lyrische Soziologie ist im Grunde

120 Im Grunde handelt es sich hierbei um den Normalmodus der Sozialwissenschaften, wie Tim Howard zu bedenken gibt; Tim Newton, »New: Social Theory? Abbott and Social Studies of Finance«, in: *Sociology* 28.1. 2019, <https://doi.org/10.1177/0038038518821295> [29. 06. 2020].

121 Dazu zählen u. a. Suchheuristiken wie jene, in Analogien zu denken; Abbott, *Methods of Discovery*, S. 114. Siehe zu diesem »analogical reasoning« auch Howard S. Becker, »Reasoning from Analogy«, in: ders., *What about Mozart? What about Murder? Reasoning from Cases*, Chicago 2014, S. 40–60; Diane Vaughan, »Analogy, Cases, and Comparative Social Organization«, in: Richard Swedberg (Hg.), *Theorizing in Social Science: The Context of Discovery*, Stanford 2014, S. 61–84.

122 Abbott, *Methods of Discovery*, S. 88–92.

123 Siehe dazu den Beitrag »Lyrische Soziologie« in diesem Band.

eine fraktale Revision entlang der Binarität Positivismus/Interpretativismus.¹²⁴ Abbott argumentiert hier gegen seinen eigenen »narrativen Positivismus«¹²⁵, für den er zuvor geworben hatte und für den er bekannt war und bei dem es sich um eine syntaktische Form narrativen Erklärens handelt, eine positivistische Version interpretativen Forschens. Lyrische Soziologie – »against narrative«, heißt es programmatisch in der Überschrift des englischen Originals – bricht mit dieser positivistischen Variante von Hermeneutik. Er lässt damit letztlich narrative Erklärungen hinter sich, da lyrische Soziologie darauf abzielt, bei ihren Lesern »die Erfahrung einer sozialen Entdeckung wiederherzustellen«, wie Athanasios Karafillidis treffend formuliert.¹²⁶

Forschende mit einer lyrischen Grundhaltung setzen bei den Orten und Zeiten an, wie sie die beteiligten Personen erleben, und konstruieren auf Basis all dieser kontextspezifischen Informationen ein »bestmöglich »objektives« Modell« dieser Situationen.¹²⁷ Das tun sie insbesondere dadurch, dass sie sich aufgrund der unüberwindbaren Kluft zwischen der betrachteten »Situation und ihren Menschen«¹²⁸ einerseits und ihrem eigenen Beobachtungsstandpunkt andererseits in die von ihnen (re-)konstruierten Momente einfühlen.¹²⁹ Abbott radikalisiert damit aufs Neue seine konsequent empirisch orientierte Theoriebildung¹³⁰, und zwar gegen eine von ihm selbst oft auch verfochtene Betrachtungsweise, die mittels erzählerischer Mittel die Ereignisse im Hinblick auf ihre (möglicherweise sogar zu verallgemeinernden) Verkettungen analysiert. Nun will er eben auch eine soziologische Betrachtungsweise zu ihrem Recht kommen lassen, die sich damit begnügen will, das Momenthafte des Sozialen festzuhalten und intensiv zu beschreiben, wie man es vielleicht auch von einem romantischen Gedicht sagen würde. Daher rührt sein Verweis auf das »Lyrische«.

124 Abbott, *Methods of Discovery*, S. 168–171.

125 Abbott, »From Causes to Events«.

126 Athanasios Karafillidis, »Erklärungen in rekursiven Verhältnissen«, in: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 2 (2013), 2, S. 218–238, hier S. 233.

127 Siehe dazu den Beitrag »Lyrische Soziologie« in diesem Band.

128 Erving Goffman, *Interaktionsrituale: Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt am Main 1986, S. 9.

129 Siehe dazu den Beitrag »Lyrische Soziologie« in diesem Band.

130 Siehe dazu auch Adloff/Büttner, »Die Vielfalt soziologischen Erklärens«, S. 265.

In Abbotts Arbeitsweise und seinem Drang zur Revision drückt sich eine zentrale ontologische Prämisse aus, die ihn einmal mehr als gelehrigen Schüler Whiteheads ausweist. »By a processual approach, I mean an approach that presumes that everything in the social world is continuously in the process of making, remaking, and unmaking itself (and other things), instant by instant.«¹³¹ Zu diesen Dingen gehören wie gesehen soziale Entitäten, kulturelle Strukturen, Konfliktmuster und Individuen, darunter Abbott selbst – warum sollte er sich ausnehmen. »Perhaps my own writing illustrates the processual approach all too well«¹³², spekuliert er. Allerdings – das sei an dieser Stelle angemerkt – könnte man hier natürlich Abbott gegen Abbott lesen und davor warnen, die (Selbst-)Narration seiner Biografie als einer Serie von Ereignissen, die sich seinem eigenen Theorieverständnis »erstaunlicherweise« fügt, mit den tatsächlichen Okkurrenzen zu verwechseln, die diese Biografie von Chicago in die Hamburger Edition geführt hat.

Abbotts Arbeitsweise bringt diese Prämisse allerdings nur zum Ausdruck. Sie erklärt sich nicht aus ihr, zumindest nicht vollständig. *Ontologisch* ist Abbott, verkürzt formuliert, Whiteheadianer. »Given pieces of work are redefined by later work.«¹³³ *Epistemologisch* ist er Pragmatist. So erklärt sich seine Arbeitsweise in erster Linie daraus, dass Abbott – wie erläutert – in der Tradition des Amerikanischen Pragmatismus und der Chicagoer Schule der Soziologie steht, die er innovativ fortsetzt. Das zeigt sich vor allem daran, dass Abbott die Genese von Wissen ebenso wie John Dewey oder George Herbert Mead als kontinuierliches Problemlösen begreift – induziert aus nicht antizipierten Ereignissen, deren Deutung an bisherigen Gewissheiten zweifeln lässt, routiniertes oder auch spontanes Handeln deshalb hemmt, was heißt, dass die Rückgewinnung von Handlungsfähigkeit notwendig auf der kreativen Kompetenz der Beteiligten basieren muss, die eine zunächst unbestimmte Situation für sich in ihrer Gestalt neu bestimmen.¹³⁴

131 Andrew Abbott, »Preface«, in: ders., *Processual Sociology*, S. IX–XVI, hier S. IX.

132 Siehe dazu den »Epilog« in diesem Band.

133 Abbott, »Prologue. An Autobiographical Introduction«, S. 32.

134 John Dewey, *Logik. Die Theorie der Forschung*, Frankfurt am Main 2008, S. 127 ff.

Indem er autobiografische Erfahrungen teilt,¹³⁵ legt er seine eigene Historizität offen: »One doesn't live intellectually in an abstract world disconnected from the daily round of teaching and grading and getting roasted by referees«¹³⁶ – weswegen er sich pragmatisch mit bestimmten Problemen (und ihrer Lösung) befasst.¹³⁷ Dabei verhehlt er nicht seine emotionale Affiziertheit mit Vorgängen, die er erlebt, »das Gefühl der Erkenntnis«¹³⁸, und weist sie, wenngleich eher implizit, als zentralen Aspekt seiner prozessual-reflexiven Form des soziologischen Arbeitens aus.¹³⁹

Die genuin pragmatistische Epistemologie Abbotts ist jedoch nur die eine Seite der Erklärung, warum er ständig an Revisionen arbeitet. Die andere Seite ist, dass seine Stärke darin liegt, mit etwas anzufangen, anstatt Dinge abzuschließen. »I am a person who starts things easily but does not finish them easily«, gibt er freimütig zu Protokoll.¹⁴⁰ »Wir fangen immer erst an zu denken«, schreibt er an anderer Stelle.¹⁴¹ Prozessual gesehen handelt es sich bei diesen Anfängen genau genommen um Unterbrechungen des bisherigen Denkens, die dann wieder zu neuen Argumenten führen – wobei Abbott selbst das Problem sieht, dass es ihm nicht gelingt, sein Denken lang genug »einzufrieren«, um längere Stücke wie die avisierte Monografie *The Social Process* tatsächlich zum Abschluss zu bringen.¹⁴² Stattdessen arbeitet er sequenziell, »ständig auf Anfang«, und ist in ständiger Bewegung¹⁴³ – wobei ihm nicht zuletzt eine spezifische Form der Ignoranz hilft, die er gegenüber der Soziologie kultiviert. Seit den frühen 1980er Jahren verzichtet er immer mal wieder für längere Zeit darauf, soziologische Theorien zu lesen – mit dem Argument, dass diejenigen, die in der Soziologie als Klassiker gelten (Karl

135 »The Shining, not the Moon. Andrew Abbott in conversation with Athanasios Karafillidis«.

136 Abbott, »Prologue. An Autobiographical Introduction«, S. 1.

137 Siehe dazu auch Fabiani, »Pour en finir avec la réalité unilinéaire«, S. 553.

138 Abbott, »Epilog«, in diesem Band, hier: S. 312.

139 Siehe dazu weiterführend Rainer Schützeichel, »Small Variations, Huge Differences. Über zwei Chicagoer Schulen«, in: *Soziologische Revue* 40 (2017), 4, S. 563–576, hier S. 571–572.

140 »The Shining, not the Moon. Andrew Abbott in conversation with Athanasios Karafillidis«.

141 Andrew Abbott, »Varianten der Unwissenheit«, in: David Gugerli u. a. (Hg.), *Nach Feierabend: Universität*, Zürich 2010, S. 15–33, hier S. 32.

142 Siehe dazu den Beitrag »Epilog« in diesem Band, S. 294–314.

143 Fabiani, »Pour en finir avec la réalité unilinéaire«, S. 555.

Marx, Émile Durkheim, Max Weber, aber auch die Chicago School und Clifford Geertz), bereits die wesentlichen sozialtheoretischen Denkfiguren formuliert hätten.¹⁴⁴ Wie er freimütig einräumt, schützt ihn diese Ignoranz davor, allzu viel Zeit darauf zu verwenden, das Altbekannte in seine eigene soziologische Sprache zu übersetzen, anstatt sich unter dem Eindruck dichter Gegenwart selbst auf die Suche nach neuen Ideen zu machen.¹⁴⁵

Heuristische Beweglichkeit – wir denken, man sollte auch offen von Unentschlossenheit sprechen – und theoretische Ignoranz haben jedoch ihren Preis. *Zeitlich* gesehen arbeitet er zwar kontinuierlich an seinem Ziel, *The Social Process* zu schreiben, kommt ihm aber nur zögerlich näher. Er steuert im Grunde immer wieder auf eine systematische Theorie zu, ist aber zu sehr mit Revisionen befasst, als dass diese Theorie zumindest annäherungsweise eine präsentable und diskutierbare Gestalt annehmen könnte. Es klingt einleuchtend, wenn Richard Swedberg zu bedenken gibt, dass Abbotts Methode seiner eigenen Theorie im Weg steht, seine Suche nach der nächsten Revision letztlich eine systematische Theorie verunmöglicht.¹⁴⁶ Gleichzeitig – und das möchten wir betonen – müsste man wohl auf zahlreiche fruchtbare Argumente verzichten, schreibe Abbott »einfach nur« an einer prozessualen Theorie, ohne dass seine Arbeitsweise dabei reflexiv mit den ontologischen Prämissen dieses Theoretisierens verknüpft wäre. Wie auch immer, *sachlich* hat Abbott ohne Zweifel den Preis einer eigentümlichen theoretischen Genügsamkeit zu zahlen. Er kann mit seinem Konvolut an Texten bis heute letztlich nur eine »Perspektive«¹⁴⁷ prozessualer Soziologie anbieten, keine Theorie. Da hilft auch keine Schönfärberei der Art, dass er geltend macht, pointierte Essays seien »in einer Welt kürzer werdender

144 Andrew Abbott, *On Writing the Social Process*. Vortrag an der Universität Bielefeld, 16.06.2010. Siehe dazu auch »The Shining, not the Moon. Andrew Abbott in conversation with Athanasios Karafillidis«.

145 »The Shining, not the Moon. Andrew Abbott in conversation with Athanasios Karafillidis«.

146 Richard Swedberg, »A Brilliant Work in General Theory. Review: Andrew Abbott, Processual Sociology«, in: *Contemporary Sociology: A Journal of Reviews* 46 (2017), 6, S. 640–644, hier S. 640–641. Swedberg plädiert somit – kaum verwunderlich – dafür, mehr Abstand zwischen Theorie und Methode zu bringen, als es bei den Pragmatisten, in dessen Tradition Abbott steht, für gewöhnlich üblich ist (S. 644).

147 Abbott, »Preface«, S. XI.

Aufmerksamkeitsspannen« manchmal wirkungsvoller als systematische Gesamtdarstellungen.¹⁴⁸ Schließlich brauchen wissenschaftliche Studien theoretisches Rüstzeug, das zumindest »fest« genug für Vergleiche und Reproduktion von Forschungsergebnissen ist – was eine schulbildende Rezeption Abbotts wohl erschwert, wenn nicht gar verhindert hat. Damit eng verbunden sticht ins Auge, wie wenig Abbott sich zudem darum kümmert, seine Suche nach einer genuin prozessualen Soziologie mit anderen Ansätzen ins Gespräch zu bringen, die sich ebenfalls mit der Prozessualität des Sozialen befassen.¹⁴⁹ Es geht hier ja nicht um »ein singuläres Abbott-Problem«, wie Athanasios Karafillidis schreibt,¹⁵⁰ sondern um Problemstellungen von erheblicher sozialtheoretischer und methodologischer Tragweite.¹⁵¹ *Sozial* betrachtet zählt Abbott – aus guten Gründen! – den Preis disziplinärer Randständigkeit, zumindest dann, wenn man – wie Abbott – behauptet, dass Disziplinen »Klubs der einsamen Herzen« sind. Er bezeichnet damit Zirkel von Wissenschaftlerinnen, die sich zusammenfinden, um in einer Welt, die einen Überfluss an Dingen kennt, die man wissen müsste, die erforderliche Lektüre auf ein zu bewältigendes Maß zu reduzieren.¹⁵² Abbott entzieht sich dieser Kanonisierung eben immer wieder aufs Neue, kann aber gerade dadurch Einsichten vermitteln, die fast immer innovativ und höchst überraschend sind.

Ist Abbott durch seine Arbeitsweise ein Soziologe, der »nicht klassifizierbar« ist, wie Didier Demazière und Morgan Jouvenet vermuten?¹⁵³ »Ja«, lautet die Antwort, wenn es darum geht, Abbott mit den üblichen Etiketten zu versehen, mit denen soziologische Klubzugehörigkeiten angezeigt werden – sei es »Symbolischer Interaktionismus«, »Kultursoziologie« oder »Systemtheorie«. »Nein«, ließe sich einwenden, wenn man seine ontologischen und epistemologischen Prämissen und seine Arbeitsweise betrachtet. Dann könnte man ihn als konzeptuellen Agent Provocateur bezeichnen, dessen Agency sich kontinuierlich wandelt –

148 Ebd.

149 So auch Schützeichel, »Small Variations, Huge Differences«, S. 574.

150 Karafillidis, *Soziale Ontogenetik*, S. 8.

151 Wir kommen darauf noch einmal grundlegend im Abschnitt »Zeit zählt: Abbott in der Soziologie« zurück.

152 Abbott, »Nach dem Chaos«, S. 306.

153 Demazière/Jouvenet, »Introduction. Andrew Abbott et sa sociologie«, S. 14, 16.

um es etwas positiver zu formulieren als Alan Sica, der Abbott als einen »red-cheeked New England boarding school youth propelled by a ravenous brain, charming shyness« vorstellt, der einen fast schon als Geheimsprache anmuteten Zungenschlag pflegt und damit seine Leserinnen aus ihrer theoretischen und methodischen Komfortzone locken möchte.¹⁵⁴ Wie auch immer, was an dieser Stelle zählt, ist, dass Abbotts Suche *nach einer prozessualen Soziologie* längst noch nicht zu Ende ist. Seinen Weg *in die Soziologie* hat er jedoch gefunden.

VI Zeit zählt: Abbott in der Soziologie

Mit seiner programmatischen Ansage »time matters« für die soziologische Theorie – »Zeit(lichkeit) zählt« – bietet Abbott eine Fülle an Anknüpfungspunkten, um die bestehenden und derzeit auflebenden Debatten um die Zeitlichkeit des Sozialen voranzubringen. Mit seinen Bemühungen, besser zu verstehen, was es bedeutet, von einer Aufeinanderfolge von Sequenzen zu sprechen, und Antworten auf die Frage zu finden, welche Relevanz diese Sequenzialität für die Sozialtheorie hat, greift Abbotts prozesssoziologischer Theorieansatz in ein zwar nicht brachliegendes, aber doch erstaunlich unterentwickeltes semantisches Feld ein. Dass wir Abbotts Programm in diesem Band als eine Kollektion vor allem prozesstheoretischer Interventionen präsentieren, ruft dabei zwei Kernfragen auf: zum einen das Problem der angemessenen Theoretisierung der Zeitlichkeit sozialer Realität, zum anderen die Frage nach der Relevanz von Zeit für ein Verständnis sozialer Wirklichkeit.

Aktuell gibt es maßgeblich zwei sozialtheoretische Strömungen, für die *Zeit* ebenfalls *zählt*: einerseits die Entwürfe einer lebensphilosophischen bzw. neovitalistischen Sozialtheorie, andererseits die Praxistheorie in der Variante, die in erster Linie von Theodore Schatzki geprägt ist.¹⁵⁵ In beiden Strömungen findet sich die Annahme einer fundamen-

154 Alan Sica, »Review: Processual Sociology by Andrew Abbott«, in: *American Journal of Sociology* 123 (2017), 1, S. 294–296.

155 Andere Varianten des »time matters«-Arguments kamen zuvor etwa prominent von Helga Nowotny (z. B. in *Time: The Modern and Postmodern Experience*, Cambridge 1994), Barbara Adam (z. B. in *Time*, Cambridge 2004), Hartmut Rosa (z. B. in *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt am

talen Zeitlichkeit des Sozialen. Während sich der Neovitalismus jedoch dem Abbott'schen *Paradigma der Veränderung* anschließt, bringt die Praxistheorie mit dem *Paradigma der Wiederholung* eine (vermeintlich andere) zirkuläre Vorstellung fundamentaler Zeitlichkeit ins Spiel. Zusammen bilden sie eine in sich kontroverse Ökologie sozialtheoretischen Denkens. Ein zumindest cursorischer Vergleich ermöglicht es, Abbotts gegenwärtiges Einflusspotenzial – seinen Ort in der Soziologie – wenigstens ansatzweise zu skizzieren.

Das Paradigma der Veränderung hat einen vergleichbaren Ausgangspunkt wie Abbott, der ja wie gesehen in radikaler Manier die Prozessualität aller Dinge behauptet.¹⁵⁶ Die derzeit diskutierten neovitalistischen Ansätze kritisieren, angelehnt an Henri Bergson oder Georg Simmel, die soziologische Tradition ebenfalls für ihre »verräumlichte« Imagination sozialer Realität.¹⁵⁷ Sie problematisieren eine Art grundlegende Strukturierung soziologischer Wahrnehmung, nach der sich Entitäten – wie oben schon ausgeführt – in festen Grenzen und wie auf einem Feld verteilt gegenüberstehen.¹⁵⁸

Nun geht es weder Abbott noch den Neovitalisten darum, dieser Raumontologie sozialer Realität schlicht eine zeitliche Dimension hinzuzufügen, um sich soziale Entitäten fortan als *auch* in der Zeit ausgedehnte Dinge vorzustellen. Ihr Anliegen ist es also nicht allein, soziale Entitäten grob zu historisieren, also schlicht anzuerkennen, dass sie nicht schon immer und genauso existiert haben, wie wir sie in der Gegenwart vorfinden. Stattdessen wollen Neovitalistinnen »all jene soziologischen Theorien [...] kritisieren, die den sozialen Wandel als sekundär gegenüber einem gesellschaftlichen Sein konzipieren«. ¹⁵⁹ Dabei geht es um wesentlich

Main 2005) oder in der kommunikationstheoretischen Tradition besonders von Armin Nassehi (z. B. in *Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit*, Wiesbaden 2008).

156 Abbott, »Preface«, S. IX.

157 Scott Lash, »Lebenssoziologie: Georg Simmel in the Information Age«, in: *Theory, Culture & Society* 22 (2005), 3, S. 1–23.

158 Es gibt Klassenlagen, es gibt Zivilgesellschaft und Staat, es gibt Öffentlichkeit und Privates oder natürlich Individuum und Gesellschaft usw.

159 Heike Delitz, »Das soziale Werden und die Fabulationen der Gesellschaft. Umriss einer bergsonianischen Soziologie«, in: dies./Frithjof Nungesser/Robert Seyfert (Hg.): *Soziologien des Lebens. Überschreitung – Differenzierung – Kritik*, Bielefeld 2018, S. 341–372, hier S. 341–342.

mehr als die bloße Imagination einer sozialen Raumzeit. Es geht um ein neues Paradigma: Heike Delitz zufolge ist »das permanente Anders-Werden« die basale Eigenschaft sozialer Realität. Von ihr stammt der Vorschlag, in Abgrenzung zum Raumparadigma vom Paradigma »der permanenten Veränderung« zu sprechen. Dadurch wird dann folgerichtig »das soziologische Bezugsproblem neu formuliert«. Anstatt Ordnung zu erklären, geht es darum, das Anders-Werden »qualitativ« zu verfolgen.¹⁶⁰

Die soziologische Beobachtung beginnt in dieser Perspektive mit der ontologischen Annahme, dass soziale Phänomene aus einem ständigen Werden bestehen.¹⁶¹ Nach Vorstellung der Neovitalisten entwickelt sich dadurch ein anderer Blick auf das Soziale, als es innerhalb einer Raumimagination möglich wäre: »Die Zeit ist kein teilbares und homogenes Medium, vergleichbar dem Raum. Die temporale Dimension des Wirklichen ist vielmehr eine unteilbare, kontinuierliche und unvorhersehbare sowie nicht revidierbare Aufeinanderfolge.«¹⁶² Ebenso wie – und auch im (vorsichtigen) Anschluss an – Abbott arbeitet sich die Lebenssoziologie an der Kritik eines Paradigmas ab, das zu ordnungsfiziert ist und vornehmlich ergründet, »was etwas war und was es wird.«¹⁶³ So bleibt das Werden jedoch im Grunde abgedunkelt, da es hier von Anfangs- und Endzuständen her gedacht wird, nicht als Verlauf.

Das Programm der neuen Lebenssoziologie ist ambitioniert, bescheiden sind freilich noch die theoretische Detailarbeit und empirischen Einsichten.¹⁶⁴ Ein stärkeres Gespräch mit dem *Ceuvre* Abbotts könnte hier der Verfeinerung und Weiterentwicklung, womöglich auch der Vermeidung von Irrwegen dienen.¹⁶⁵ Obwohl Abbott darauf insis-

160 Ebd.

161 Ebd., S. 344.

162 Ebd., S. 342.

163 Robert Seyfert, »Lebenssoziologie – eine intensive Wissenschaft«, in: Delitz/Nungesser/Seyfert (Hg.): *Soziologien des Lebens*, S. 373–407, hier S. 376.

164 Siehe dazu kritisch Wolfgang Knöbl, »Neues Altes aus Frankreich«, in: *Soziopolis*, 12. 01. 2016. <https://www.sociopolis.de/beobachten/wissenschaft/artikel/neues-altes-aus-frankreich/> [18. 10. 2019], sowie die betreffenden Passagen (S. 10–11) in: Martin Bauer/Wolfgang Knöbl/Aaron Sahr, *Arbeiten mit Sozialen Prozessen*, unveröffentlichtes Manuskript, Hamburg 2016.

165 Dies auch deshalb, weil Abbott seine Argumentation – im Unterschied zur Lebenssoziologie – im Anschluss an *allgemeine* prozessphilosophische Analysen vorangetrieben hat, die zwar biologisch orientiert sein können, aber eben nicht

tiert, dass alles Veränderung ist, versucht er doch immer wieder, das Werden der Dinge mit einem Blick auf Ordnungen der Veränderung und Anfangs-, End- und Wendepunkte zu versöhnen. Alles fließt, aber es bilden sich Muster (*patterns*). Um diese Muster zu entschlüsseln, ohne sie dabei nur *von* ihrem Ausgangs- oder Endpunkt her zu denken, ruft Abbott uns zu einer sensiblen Suche nach den Varianten auf, wie sich Ereignisse und Ereignissequenzen verketteten. Es geht ihm um »varieties of enchainment«, um der Vielfalt dieser Verbindungen, Verknüpfungen und Vernetzungen gerecht zu werden.¹⁶⁶

Ein auf der Höhe der Abbott'schen Intervention argumentierendes prozesssoziologisches Denken dürfte sich also nicht mit Hinweisen darauf begnügen, dass sich alles stets verändert. Vielmehr müsste eine so aufgestellte Soziologie über die »nature of sequence order« der Prozesssegmente informieren können.¹⁶⁷ Welche Bedeutung hat die Reihenfolge der Ereignisse, wie ist sie sozialtheoretisch zu erfassen und wie epistemologisch und methodologisch zu ermitteln?¹⁶⁸ Das Werden des Sozialen ernst zu nehmen und nicht mehr als Zwischenschritt zwischen zwei festen Aggregatzuständen zu theoretisieren bedeutet mit Abbott ferner auch nicht, Anfang, Ende oder Wendepunkte aus der Analyse zu verbannen – im Gegenteil! Diesem Problem nachzugehen heißt, um es nochmals mit Abbott zu sagen, über theoretisches Rüstzeug zu reflektieren, das der Erfassung prozessualer Konvergenzen und Divergenzen dient. Zu ermitteln, wie die Bedingungen eines Prozesses dessen Ende, Ausgang oder etwaigen Abbruch konditionieren, läuft dabei keineswegs auf den Vorschlag hinaus, nur solche Prozesse zu betrachten, deren Endpunkt absehbar wäre. Doch muss eine Prozesstheorie die Bedingungen und Konstellationen im Auge behalten, die im Zweifelsfall über das Altern, Verlangsamten, Beschleunigen oder Auslaufen von Prozessen mitentscheiden. Andernfalls laufen Prozesstheorien Gefahr, in einer Prozessontologie zu münden, in der die soziale Welt ganz allgemein als

müssen, die ebenso phänomenologisch inspiriert sein können wie physikalisch (vgl. Rescher, *Process Metaphysics*, S. 22 ff.).

166 Abbott, »Sequences of Social Events«, S. 132.

167 Ebd., S. 134.

168 Siehe dazu auch Enno Aljets/Thomas Hoebel, »Prozessuales Erklären. Grundzüge einer primär temporalen Methodologie empirischer Sozialforschung«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 46 (2017), 1, S. 4–21.

unendliches Werden gefasst und womöglich sogar gefeiert wird, jedoch um den Preis, diesem Werden keine spezifizierenden Konturen geben zu können.

Auf eine ganz andere, fast schon entgegengesetzte Weise greift ein anderer sozialtheoretischer »turn« derzeit das Diktum »Zeit zählt« auf, der also die soziale Realität ebenfalls fundamental temporal denkt. Das *Paradigma der Wiederholung* tritt in Konkurrenz zum *Paradigma der Veränderung*.¹⁶⁹ Gemeint ist hier die sogenannte Praxistheorie. Bei ihr handelt es sich freilich um einen losen Verbund ganz unterschiedlicher, häufig sogar höchst widersprüchlicher Versatzstücke und Forschungsansätze in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Da es uns an dieser Stelle nur um eine grobe Verortung von Abbott innerhalb einer Debatte um die Zeitlichkeit sozialer Realität geht, beschränken wir unsere Darstellung auf eine Linie innerhalb dieses heterogenen Feldes, die man um den Namen Theodore Schatzki ziehen kann.¹⁷⁰

Obwohl sein ontologischer Ansatz die basale Zeitlichkeit sozialer Realität betont, grenzt sich Schatzki mehr oder weniger scharf von Prozesstheorien des Sozialen ab. Er positioniert sich explizit gegen Abbott (und andere klassische wie gegenwärtige Autoren wie etwa Henri Bergson und Hans Joas), obwohl er die soziale Welt – in scheinbarer Nähe zu Abbott – als »endless happening« von »events« versteht.¹⁷¹ Auf den ersten Blick scheint es also keine nennenswerte Differenz zu geben, ist doch auch – in den schon zitierten Worten Abbotts – »the world of the processual approach [...] a world of events«.¹⁷² Allerdings versteht Abbott soziale Entitäten als Ereignisketten, die ein bestimmtes Muster haben (können) – und dieses Verlaufsmuster erscheint uns als Beobachterinnen des Sozialen dann »bloß« epistemisch als Entität. Schatzki aber

169 Zum Paradigma der Wiederholung in der Praxistheorie allgemein siehe Hilmar Schäfer, *Die Instabilität der Praxis: Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie*. Weilerswist 2013; ders., »Praxis als Wiederholung«, in: ders. (Hg.), *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*, Bielefeld 2016, S. 137–160.

170 Für unsere Auseinandersetzung orientieren wir uns maßgeblich an: Theodore Schatzki, *The Timespace of Human Activity. On Performance, Society, and History as Indeterminate Teleological Events*, Lanham u. a. 2010; siehe außerdem ders., *Social Change in a Material World*, New York 2019.

171 Schatzki, *The Timespace of Human Activity*.

172 Abbott, »Preface«, S. IX.

begreift das »endless happening« menschlicher Koexistenz in der Praxis als primäre sozialtheoretische *Substanz*.

Im Unterschied zu Abbott versteht Schatzki *Dinge nicht als Ereignisketten* – es geht hier also nicht darum, beispielsweise Individuen, Gruppen von Individuen (wie die Arbeiterklasse) oder sonstige Entitäten als werdende und vielleicht prekäre Phänomene zu begreifen (mit dem weiter oben zitierten Bild: es geht nicht um Baumstämme in einem Fluss). Sondern die Ereignisse, um die es in der Praxisontologie geht, sind Aktivitäten. Aus Sicht der Praxisontologie besteht die (soziale) Realität aus Handlungen, genauer gesagt aus *Sequenzen von Aktivitätsereignissen*. Was zunächst existiert, sind nicht Dinge und deren Eigenschaften im historischen Fluss, sondern Aktivitäten, die sich als Ereignissequenzen vollziehen. Es geht also um beispielsweise *das Fahrradfahren* als Sequenz von Ereignissen und nicht um *die Fahrradfahrerin* oder *das Fahrrad*. Nicht Fahrradfahrerinnen und Fahrräder sind die Bausteine von Gesellschaft, sondern *Fahrradfahrten*.

Wir können an dieser Stelle auf eine genauere Erklärung dieses Ansatzes verzichten, weil es vielmehr darum geht, eine prozessuale Sozialtheorie zu skizzieren, die mit triftigen Argumenten mit Abbott konkurriert. Schatzkis Praxistheorie würde dem Paradigma der Veränderung zugestehen, dass die soziale Realität ein sich ereignendes Tun ist – und kein Arrangement von Individuen, Organisationen und Gesellschaften im Raum, die dann miteinander interagieren. Allerdings würde sie bezweifeln, dass Wandel der Normalzustand dieser sich ereignenden Koexistenz ist.¹⁷³ Die Praxistheorie beginnt nämlich mit einer von der neovitalistischen und Abbott'schen Intuition nicht nur abweichenden, sondern sie sogar auf den Kopf stellenden Ausgangsbeobachtung. Ihrem Eindruck nach sieht man in der sozialen Realität ständig dieselben, vergleichbaren, allenfalls in Details abweichenden Aktivitätsvorgänge. In der Regel tun Menschen Dinge, die sie selbst oder andere in fast identischer Weise schon einmal getan haben; sie fahren beispielsweise jeden Tag Fahrrad, eine sich ereignende und insofern »prozessuale«, aber eben keinesfalls ständig »werdende« Sequenz. Fahrradfahren wäre sogar nicht mehr als Fahrradfahren erkenn-, durchführ- und vermittelbar, würde es seine Gestalt über bestimmte Parameter hinaus abwandeln. Mit Schatzki lässt sich die soziale Realität deswegen als Ereignissequenzen

173 Ebd.

erfassen, die als Zitate oder Wiederholungen früherer Aktivitäten zu verstehen sind. Die Ereignissequenzen, aus denen unser Handeln besteht, sind für gewöhnlich *Wiederholungen vorheriger Sequenzen*. Das ist die Grundidee der Praxistheorie. Das Paradigma der Wiederholung denkt soziale Realität nämlich ebenfalls primär zeitlich, setzt den Prozesstheorien aber eine Theorie zyklischer Zeitlichkeit mit einem spezifischen Fokus auf Handeln resp. Aktivität entgegen.

Durch die Affirmation der Bedeutung von Wiederholung und Routine im sozialen Handeln ist die (besser noch einmal: *diese Spielart* der) Praxistheorie eher dem traditionellen Verständnis der Soziologie als einer handlungstheoretisch argumentierenden Ordnungswissenschaft zuzuordnen, von der sich das prozessuale Denken abheben will. Obwohl also die Praxistheorie Schatzki'scher Prägung das Diktum »Zeit zählt« unterschreibt, steht sie ontologisch nicht vor der Frage, die Abbott als Zentrum prozessualen Denkens beschreibt: »If change is the normal state of things, how does anything ever stay the same?«¹⁷⁴ Aus praxistheoretischer Sicht ist eben nicht Veränderung der soziale Normalzustand, sondern die Repetition. Deswegen müsste man aus praxistheoretischer Sicht nicht von einer prozessualen Soziologie sprechen, sondern nach einer Soziologie sozialer Prozesse fahnden, um kurzfristige Veränderungen und systematischen Wandel zu erfassen. Prozesse müssten aus dem Blickwinkel dieser spezifischen Ontologie zirkulärer Zeitlichkeit wieder ganz traditionell von der Ordnung aus gedacht werden (also etwa selbst als Ordnungen oder als Brüche der Ordnung). Das heißt konkret, ungewöhnliche Ereignisse oder auch strukturelle, lang anhaltende und nachhaltige Veränderungen dürften in der Regel dadurch gekennzeichnet sein, dass Menschen vor allem das gleiche weiter machen wie bisher, also Dinge tun, die sie und andere schon einmal getan haben. Prozesse sind aus praxistheoretischer Perspektive vor allem durch Nichtprozessuales gekennzeichnet.

Das prozessuale Denken könnte einerseits davon gewinnen, sich mit der Validität der eigenen Intuition einer ständigen Veränderung kritischer auseinanderzusetzen, ganz im Sinne von Abbotts fraktaler Heuristik. Andererseits dürfte gerade das Paradigma der Wiederholung von einer intensiveren Lektüre Abbotts profitieren. Schließlich wird die Praxistheorie den wiederholt geäußerten Verdacht eines Stabilitäts-Bias ih-

174 Ebd.

rer Beobachtung – also einer Überzeichnung der Konstanz sozialen Geschehens im »endless happening« – bekanntlich nicht los.¹⁷⁵ Mit seinem gleichzeitigen Blick auf das Werden als eigenständiges (und nicht vom Gewordenen her gedachtes) Phänomen und auf die Muster des Werdens, die Verkettungsmechanismen und Ordnungsprinzipien des Wandels, verwickelt Abbott das Paradigma der Veränderung und das Paradigma der Wiederholung in ein produktives Gespräch. Insbesondere sein Konzept der *Ökologie* als Arrangement fließender Zusammenhänge ganz unterschiedlicher Aktivitätsfelder schlägt Brücken zwischen Praxis- und Prozesssoziologie. Das prozessuale Denken könnte sich so als temporales Drittes zwischen den Theorien der Wiederholung und den Theorien des radikalen Werdens profilieren, denn: Zeit zählt.¹⁷⁶

175 Weiterentwicklungen von Schatzkis Ansatz in Richtung einer Theoretisierung von Veränderung finden sich etwa bei Elizabeth Shove/Mika Pantzar/Matt Watson, *The Dynamics of Social Practices. Everyday Life and How it Changes*. Los Angeles u. a. 2012, oder Schatzki, *Social Change in a Material World*.

176 Ein besonderes Verhältnis zur Zeitlichkeit hatte freilich von Anfang an der kommunikationstheoretische Ansatz Niklas Luhmanns, insbesondere in seiner Zuspitzung durch Armin Nassehi. Dessen Blick auf Gesellschaft geht allerdings noch einmal auf eine andere Weise vom Diktum »Zeit zählt« aus, indem er den operativen Vollzug der Gegenwart als Bezugspunkt wählt. Auch damit ist eine Sozialtheorie aufgerufen, die von einem Ereignisbegriff als ontologischer und epistemologischer Grundlage soziologischer Forschung ausgeht: »es lässt sich kein ontologisches Substrat ausmachen jenseits des ‚Es geschieht‘« (Armin Nassehi, *Die Gesellschaft der Gegenwarten*, Berlin 2011, S. 16). Siehe dazu auch ders., *Die Zeit der Gesellschaft*. Da es Nassehi noch nicht gelungen ist, einen vergleichbaren *turn* der Sozialtheorie einzuleiten, blenden wir ihn an dieser Stelle aus Platzgründen aus. Eine umfangreichere Verortung Abbotts in den Varianten von »Time Matters« dürfte freilich auf Nassehi nicht verzichten.